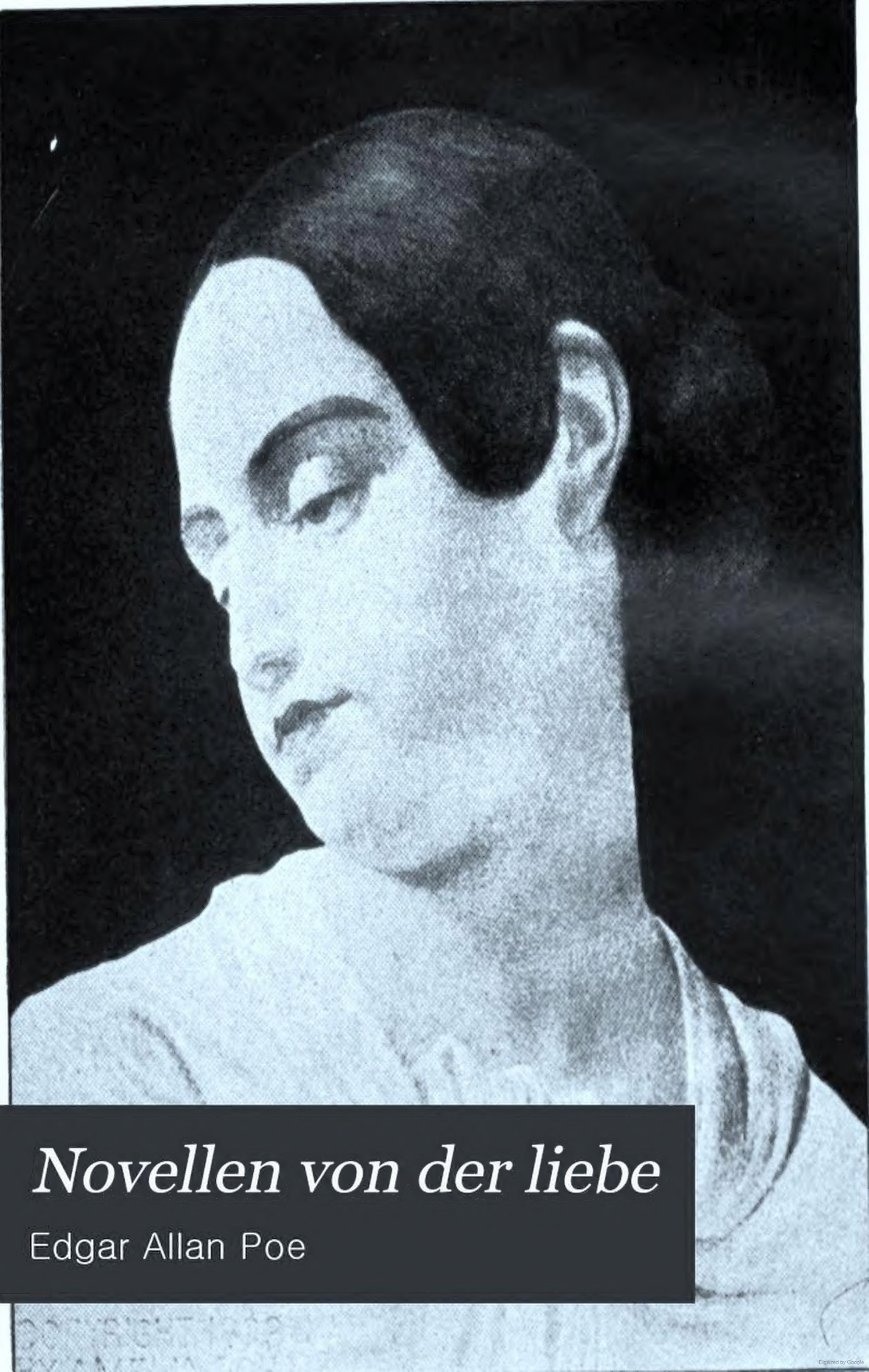


Novellen von der liebe

Edgar Allan Poe

Digitized by Google

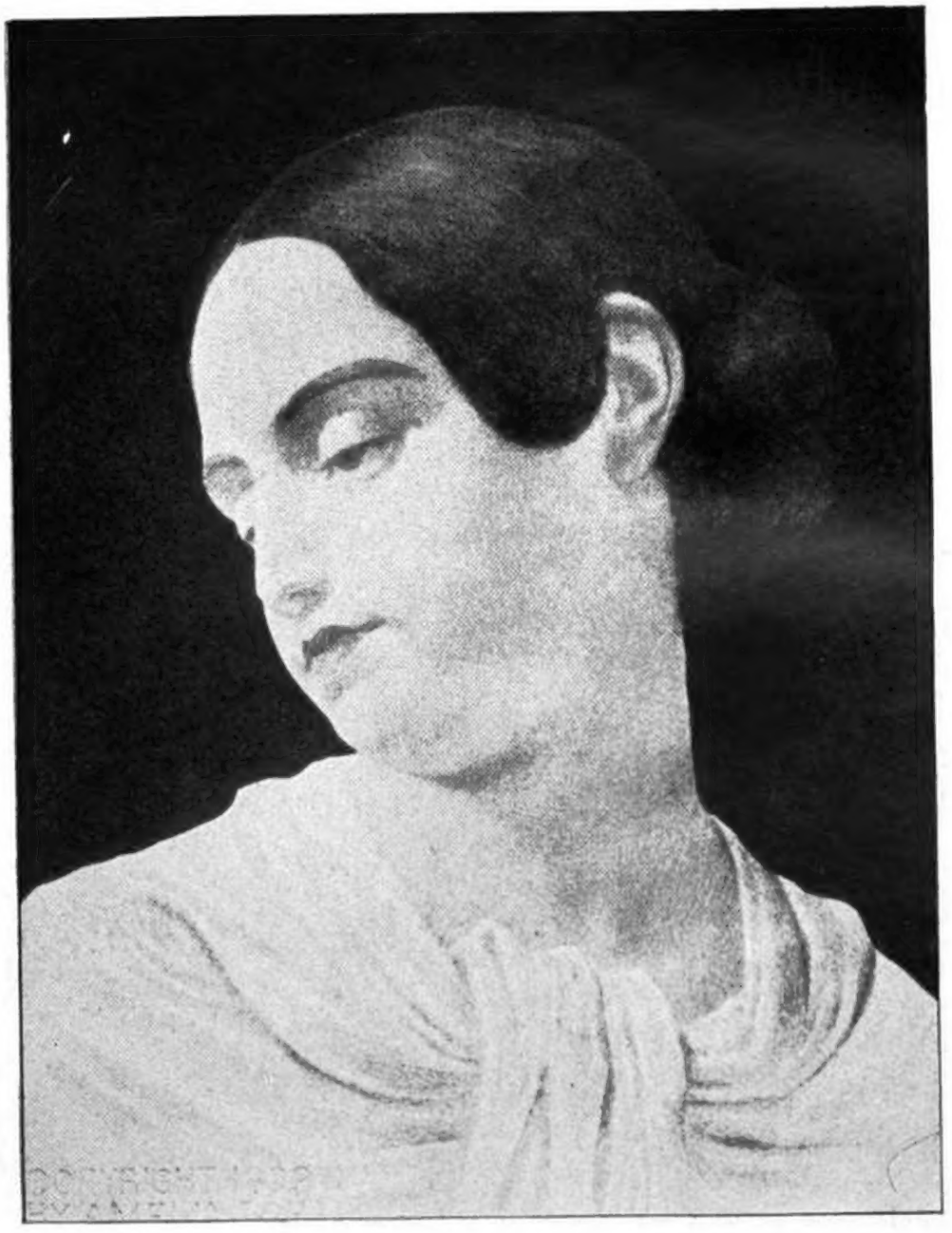
Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

E. A. POE'S NOVELLEN VON DER LIEBE

Digitized by Google



VIRGINIA CLEMM

Digitized by Google

E. A. POE'S
NOVELLEN VON DER LIEBE

DEUTSCH VON
GISELA ETZEL

MÜNCHEN UND LEIPZIG
BEI GEORG MÜLLER

Digitized by Google

DIESES WERK WURDE IM AUFTRAGE VON GEORG MÜLLER VERLAG IN MÜNCHEN IN EINER EINMALIGEN AUFLAGE VON 1000 IN DER PRESSE NUMERIERTEN EXEMPLAREN IN DER BUCHDRUCKEREI M. MÜLLER & SOHN IN MÜNCHEN HERGESTELLT. 50 EXEMPLARE WURDEN AUF BÜTTEN ABGEZOGEN

EXEMPLAR Nr. 190

Digitized by Google

Leonainie

Ein erst neuerdings aufgefundenes Gedicht Poes, das noch in keiner Poe-Ausgabe enthalten ist. Das Manuskript trägt von des Dichters Hand die Bemerkung: „Lines left by a wanderer at a wayside house in lieu of cash for board and lodging one night." (Zeilen, die ein Wanderer in einem Hause an der Strasse zurückliess, an Stelle von Bezahlung für ein Nachtlager und Kost.)

V

3894
.2910

548763

Leonainie angels named her, and they took
the light
Of the laughing stars and framed her in a smile
of white.
And they made her hair of gloomy midnight and
her eyes of bloomy
Moonshine and they brought her to me in a solemn
night.

In a solemn night of summer, when my heart of
gloom
Blossomed up to great the comer like a rose in bloom.
All foreboding that distressed me I forgot as joy
caressed me
Lying joy that caught and pressed me in the
arms of doom.

Only spake the little lisper in the angel tongue
Yet I listening heard the whisper: „Songs are
only sung
Here below that they may grieve you, tales are
told you to deceive you
So must Leonainie leave yon while her love is young.

Then God smiled — and it was morning matchless
and supreme
Heavens glory seemed adorning earth with its
esteem.
Every heart but mine seemed gifted with a prayer
and was lifted
When my Leonainie drifted from me like a dream.

Leonainie — diesen Namen gaben Engel ihr,
Gaben Sternlicht ihr als Rahmen — lächelnd weisse Zier,
Haare aus der Mittnacht Glühen, Augen aus des Mondes Blühen;
Brachten sie im Sommersprühen hoher Nacht zu mir —

Sommernachts, als hoch im süssen Blühn mein Herz geloht,
Sie, die Kommende, zu grüssen, voll wie Rose rot.
Trübes Ahnen, das mich schmerzte, schwieg, als mich die Freude herzte,
Trügerische Freude herzte mit dem Arm voll Tod.

Sprach nur zarter Engelzungen kleines Lispeln: „Hier
Werden Lieder nur gesungen, kund Geschichten dir,
Dich zu trügen, dich zu trüben; so auch muss in nichts zerstieben
Leonainie, wenn das Lieben jung noch ist in ihr."

Lächelt Gott —: ein Morgen glänzte, wie zuvor wohl kaum,
Himmelsherrlichkeit umkränzte licht den Erdenraum.
Jedes Herz erfand Gebete, nur aus meinem keines flehte,
Meine Leonainie wehte von mir wie ein Traum.

Digitized by Google

ELEONORA

Sub conservatione formae
specificae salva anima.

Raymond Lully.

Ich entstamme einem Geschlecht, das dafür bekannt ist, eine flammende Leidenschaftlichkeit und zügellose Phantasie zu besitzen. Von mir sagt man, dass ich wahnsinnig sei; aber noch ist die Frage nicht gelöst, ob Wahnsinn nicht etwa erhabenste Erkenntnis ist, ob vieles, was herrlich, ob alles, was vollkommen ist, nicht vielleicht einer Krankhaftigkeit des Denkens entspringt, einer durch Überanstrengung des normalen Intellekts hervorgerufenen Reizbarkeit des Geistes. Alle, die bei Tage träumen, wissen von vielen Dingen, die denen entgehen, die nur den Traum der Nacht kennen. Visionen lassen sie den Glanz der Ewigkeiten schauen, und in ihr Wachsein nehmen sie das erschütternde Bewusstsein mit, an der Schwelle der Erkenntnis des grossen Rätsels gestanden zu haben. Augenblicke offenbaren ihnen mit Blitzesgrelle viel von der Weisheit des Guten, mehr noch von der blossen Kenntnis des Bösen. Sie haben nicht Ruder noch Kompass und dringen dennoch in

das unendliche Meer des ewigen Lichtes vor — und ferner, gleich den Fahrten des nubischen Geographen, bis ins Meer der Schatten: „agressi sunt mare tenebrarum, quid in esset exploraturi.“

Nehmen wir also an, ich sei wahnsinnig. Ich gebe zum wenigsten zu, dass mein Geistesleben aus zwei ganz verschiedenen Zuständen besteht: dem Zustand klarer, nicht anzuzweifelnder Vernunft, der die Erinnerung an die Begebenheiten der ersten Epoche meines Lebens umfasst, und einem Zustand voller Schatten und Zweifel, dem die Gegenwart gehört und die Erinnerung an die Geschehnisse der zweiten grossen Epoche meines Lebens. Darum könnt ihr dem, was ich von meinem ersten Lebensabschnitt sagen werde, Glauben schenken, von dem aber, was ich von der späteren Zeit berichte, glaubt nur so viel als euch glaubwürdig erscheint — oder bezweifelt das Ganze. Doch falls ihr nicht zweifeln könnt, so mögt ihr vor den Rätseln meiner Seele den Ödipus spielen.

Digitized by Google

Sie, die ich in meiner Jugend liebte und von der ich jetzt kühl und klar das Folgende berichte, war die einzige Tochter der einzigen Schwester meiner früh verstorbenen Mutter. Eleonora war der Name meiner Cousine. Wir hatten immer zusammengewohnt — im „Tale des vielfarbigen Grases“ unter tropischer Sonne. Kein fremder Fuss betrat jemals dies Tal, denn es lag weit weit droben inmitten gigantischer Berge, die es ragend umstanden und seinen lieblichen Gründen Schatten spendeten. Kein Pfad führte dorthin, und um in unser seliges Heim zu gelangen, hätte man das Gezweig von vieltausend Waldbäumen gewaltsam durchbrechen und die Herrlichkeit von vielmillionen duftenden Blumen zertreten müssen. So lebten wir also ganz einsam und kannten nichts von der Welt ausserhalb des Tales — ich und meine Cousine und ihre Mutter.

Aus den nebelhaften Regionen der höchsten Berge, die unser Reich umschlossen, kam ein Fluss daher, schmal

und tief, und seine Flut war glänzender als alles — ausgenommen Eleonoras Augen. Er wand sich in verstohlenen Krümmungen durchs Tal und tauchte dann in eine dunkle Schlucht, zwischen Bergen, die noch düsterer und geheimnisvoller waren als jene, aus denen er gekommen. Wir nannten ihn den „Fluss des Schweigens", denn es war, als ob sein Fluten alles beruhige und stille mache. Kein Murmeln klang aus seinen Tiefen, er ging so sanft dahin, dass die beperlten Kiesel auf seinem Grunde, die wir oft bewunderten, sich niemals rührten — in regungsloser Ruhe lagen sie, jeder funkelte ewig am alten Platz.

Das Ufer des Flusses und der vielen glitzernden Bächlein, die ihm auf allerlei Umwegen zuströmten, und ebenso alle Flächen, die von den Ufern sich ins Wasser bis zum Kieselgrund hinuntersenkten, waren von kurzem dichtem gleichmässigem Rasen bedeckt, der lieblich duftete. Und weiter noch dehnte sich dieser sanfte grüne Teppich — durchs ganze Tal, vom Fluss

bis an den Fuss der Höhen, die es umgürteten. Diese wundervolle weite Grasfläche war über und über mit gelben Butterblumen, weissen Gänseblümchen, blauen Veilchen und rubinroten Asphodelen besprenkelt, und ihre unbeschreibliche Schönheit redete laut zu unseren Herzen von der Liebe und der Herrlichkeit Gottes.

Und hier und da erhoben sich im Grase wie seltsam verschlungene Traumgebilde Gruppen phantastischer Bäume, deren Stämme nicht senkrecht aufragten, sondern in anmutigen Biegungen dem Licht entgegenstrebten, das um Mittag in die Mitte des Tales hereinleuchtete. Ihre Rinde war ebenholzschwarz und silbern gefleckt und war zarter als alles — ausgenommen Eleonoras Wangen. Ja, man hätte diese Bäume für gigantische Schlangen halten können, die der Sonne, ihrer Gottheit, huldigten, wären nicht die glänzend grünen grossen Blätter gewesen, die von ihren Gipfeln in langen bebenden Reihen niederhingen und mit dem Zephir tändelten.

Lange Jahre durchstreifte ich Hand in Hand mit Eleonora das Tal, ehe die Liebe in unsere Herzen einzog. Es war an einem Abend in Eleonoras fünfzehntem und meinem zwanzigsten Lebensjahre, da sassen wir einander eng umschlungen haltend unter den Schlangenbäumen und blickten hinab in den Fluss des Schweigens und auf unser Bild, das sich in seinen Wassern spiegelte.

Wir sprachen nichts mehr an diesem süssen Tage, und selbst am andern Morgen fand unsere Rede nur wenige zitternde Worte.

Wir hatten in den Wassern Gott Eros gefunden und hatten ihn in uns aufgenommen, und wir fühlten nun, dass er die feurigen Seelen unserer Vorfahren in uns entzündet hatte. Alle Leidenschaftlichkeit und blühende Phantasie, die durch Jahrhunderte unser Geschlecht ausgezeichnet, ergriff unsere Herzen wie ein Rausch und hauchte in das Tal des vielfarbigen Grases eine wahnsinnige Selig-

keit. Alle Dinge veränderten sich. Die Bäume, die nie vordem ein Blühen gekannt, entfalteten seltsame sternförmige strahlende Blüten. Das Grün des Rasenteppichs vertiefte sich, und als — eine nach der andern — die weissen Gänseblümchen dahinschwanden, brachen an ihren Orten rubinrote Asphodelen auf — zu zehn auf einmal. Und Leben regte sich auf unseren Pfaden, denn der hohe schlanke Flamingo, den wir bis dahin noch nie gesehen, entfaltete vor uns sein scharlachfarbenes Gefieder, und mit ihm kamen und glühten alle heiteren Vögel. Gold- und Silberfische belebten den Fluss, und aus seinen Tiefen hob sich leise, doch lauter und lauter werdend, ein Murmeln, das schliesslich zu einer sanften erhabenen Melodie anschwoll, erhabener als der Sang aus des Äolus Harfe und süsser als alles — ausgenommen Eleonoras Stimme.

Und eine schwere mächtige Wolke, die wir seit langem in den Regionen des

Abendsterns beobachtet hatten, setzte sich gemächlich in Bewegung. Und durch und durch karmin- und golderglänzend lagerte sie sich über unser Tal und sank Tag um Tag friedvoll tiefer und tiefer, bis ihre Ränder auf den Gipfeln der Berge ruhten, deren nebelhaftes Grau sie in Glanz und Pracht verwandelte. Und sie lagerte über uns und schloss uns ein wie in ein zauberhaftes Gefängnis von seltsamer Herrlichkeit.

Der Liebreiz Eleonoras war der der Seraphim; aber sie war so schlicht und unschuldig wie das kurze Leben, das sie inmitten der Blumen gelebt hatte. Keine Arglist lehrte sie die Inbrunst, die ihr Herz entflammte, zu verbergen, und während wir miteinander im Tale des vielfarbigen Grases wandelten und über all seine Veränderungen sprachen, enthüllte sie mir die geheimsten Tiefen ihrer Seele.

Und eines Tages sprach sie unter Tränen von jener letzten traurigen Veränderung, der alle Menschen unterworfen sind; und

von nun an weilte sie nur bei diesem einen schmerzvollen Thema, das sie in jedes unserer Gespräche einflocht, so wie die Sänger von Schiras in ihren Liedern dieselben Bilder wieder und wieder anwenden.

Sie hatte die Hand des Todes auf ihrer Brust gefühlt, sie wusste, dass sie in so vollkommener Schönheit erschaffen worden war, nur um — gleich der Eintagsfliege — früh zu sterben. Doch alle Schrecken des Todes waren für sie in dem einen Gedanken vereint, von dem sie mir in abendlicher Dämmerstunde am Fluss des Schweigens sprach. Es bekümmerte sie zu denken, ich könne, nachdem ich sie im Tale des vielfarbigen Grases begraben, dessen selige Verborgenheit verlassen und die Liebe, die jetzt ganz ihr gehörte, irgend einem Mädchen der Alltagswelt da draussen schenken. Und damals und dort warf ich mich ohne Besinnen Eleonora zu Füssen und tat ihr und dem Himmel den Schwur, dass ich mich

niemals mit einer Tochter der Welt in Ehe verbinden — dass ich niemals ihrem geliebten Andenken, dem Andenken der innigen Zuneigung, mit der sie mich segnete, untreu werden wollte. Und ich rief den allmächtigen Herrn des Weltalls zum Zeugen an für meines Schwurs aufrichtigen Ernst. Und der Fluch, den ich von ihm und von ihr, der Heiligen im Paradiese, für den Fall meines Treubruches auf mich herabrief, schloss eine so entsetzliche Strafe in sich, dass ich hier nicht davon sprechen kann.

Und die strahlenden Augen Eleonoras erstrahlten noch heller bei meinen Worten. Und sie seufzte, als sei eine tödliche Last ihr vom Herzen genommen, und sie zitterte und weinte bitterlich. Aber sie nahm meinen Schwur an — denn was war sie anderes als ein Kind — und er liess sie erleichtert dem Sterben entgegensehn. Und als sie einige Tage später friedvoll entschlief, sagte sie zu mir, sie wolle um deswillen, was ich für den Frie-

den ihrer Seele getan, mit dieser Seele über mich wachen; sie wolle, sofern es möglich sei, in den wachen Stunden der Nacht mir sichtbarlich erscheinen. Wenn aber dies ausserhalb der Macht der Seelen im Paradiese läge, so wolle sie mir ihr Gegenwärtigsein wenigstens durch allerlei Zeichen kundtun. Sie werde mit den Abendwinden mich umkosen und die Luft um mich her mit dem Duft der himmlischen Weihrauchschalen erfüllen. Mit diesen Worten auf den Lippen gab sie ihr junges reines Leben auf, und mit ihr endete die erste Epoche meines eigenen Lebens.

Bis hierher habe ich wahrheitsgetreu berichtet. Doch wenn mein Denken auf dem Wege der Vergangenheit die Grenze, die der Tod meiner Geliebten gezogen, überschreitet und in die zweite Periode meines Lebens eintritt, dann sammeln sich Schatten um mein Hirn, und ich fühle, dass ich an meinem gesunden Gedächtnis zweifeln muss. Doch ich will fortfahren.

Digitized by Google

Die Jahre schleppten sich träge dahin, und immer noch wohnte ich im Tale des vielfarbigen Grases. Aber wiederum hatte eine Veränderung alle Dinge befallen. Die sternförmigen Blüten krochen zurück in die Stämme der Bäume und kamen nie wieder zum Vorschein. Das tiefe Grün des Rasenteppichs verblasste, und die rubinroten Asphodelen welkten hin, eine nach der andern. Und an ihren Orten brachen — zu zehn auf einmal — dunkle blauäugige Veilchen auf, und ihre Augen standen immer voll Tau und blickten kummervoll. Und Leben entschwand von unseren alten Pfaden; denn der hohe, schlanke Flamingo entfaltete nie mehr sein scharlachrotes Gefieder, trauernd flog er aus unserm Tale fort den Bergen zu, und mit ihm zogen alle heiteren Vögel, die ihn begleitet hatten. Und die Gold- und Silberfische schwammen davon durch die Schlucht, die an der einen Seite unser Reich begrenzte, und zierten nie wieder den lieblichen Fluss. Und die sanfte Melo-

die, die erhebender gewesen war als der Sang aus des Äolus Harfe und süsser als alles — ausgenommen Eleonoras Stimme, sie sank wieder zu leisem Murmeln herab und wurde leiser und leiser, bis sie erstarb und der Fluss wieder in seinem einstigen feierlich-düsteren Schweigen dahinfloss. Und dann — zuletzt — hob sich die mächtige Wolke von den Gipfeln der Berge, die wieder in ihr nebelhaftes Grau zurücktauchten, und schwamm gemächlich davon, den fernen Regionen des Abendsternes zu, und mit ihr verschwand das strahlende Gold und alle die glänzende Pracht, mit der sie das Tal des vielfarbigen Grases überschüttet hatte.

Jedoch was Eleonora versprochen hatte, erfüllte sich. Denn ich hörte um mich das Schwingen der himmlischen Weihrauchschalen, und Ströme himmlischer Düfte durchfluteten immer und immer das Tal. Und in einsamen Stunden, wenn mein Herz in heftigem Pulsschlag erbebte,

umschmeichelten sanfte Winde mit süssem Seufzen meine Stirn. Die dunklen Nächte füllte oft ein schwaches Flüstern, und einmal — oh, einmal nur! — weckte mich aus einem todähnlichen Schlafe der Kuss geisterhafter Lippen, die meinen Mund berührten.

Aber all dies vermochte nicht die Leere meines Herzens auszufüllen, und grenzenlos war sein Verlangen nach jener Liebe, von der es vordem so übervoll gewesen. Und endlich kam es so weit, dass mir das Tal des vielfarbigen Grases, durch das mich die Erinnerungen hetzten, zur Qual wurde, und ich vertauschte es für immer gegen die Eitelkeiten und das friedelose Glück der Welt.

* * *

Ich fand mich in einer fremden Stadt, in der alle Dinge nur dazu dienten, die Erinnerung an die süssen Träume, die ich so lange Jahre im Tale des vielfarbigen Grases geträumt, aus meinem Gedächtnis auszulöschen. Ein prächtiges Hoflager mit

Pomp und Festen, betäubendes Waffengeklirr und strahlende Frauenlieblichkeit verwirrten und berauschten mein Hirn. Doch bis jetzt war meine Seele ihrem Schwur treu geblieben, und immer noch verkündete mir Eleonora in den stillen Stunden der Nacht ihr Gegenwärtigsein.

Plötzlich aber hörten diese Anzeichen auf, und die Welt wurde schwarz vor meinen Augen, und ich stand in atemlosem Schreck vor dem glühenden Gedanken — der grauenhaften Versuchung, die mich befallen hatten. Denn an den fröhlichen Hof des Königs, dem ich diente, kam aus irgend einem fernen, fernen unbekannten Lande ein Mädchen, von deren Schönheit mein ganzes ruchloses Herz entflammt und hingerissen ward — zu deren Füssen ich mich ohne Sträuben niederwarf in wehrloser abgöttischer Liebe. Ach, wie armselig war die Leidenschaft, die ich dem jungen Kinde im Tale des vielfarbigen Grases geschenkt, wenn ich sie mit der Glut und dem Wahnwitz und

den beseligenden Ekstasen verglich, in denen jetzt meine Anbetung emporjauchzte, mit dem trunkenen Schluchzen, in dem meine Seele zu Füssen der himmlischen Ermengard dahinschmolz! Oh, herrlich war der Engel Ermengard! Und vor dieser Erkenntnis versank alles andere. — Oh, göttlich war der Engel Ermengard! Und ich ertrank im Blick ihrer unergründlichen Augen und sah und suchte nur sie.

Ich vermählte mich mit Ermengard — und fürchtete nicht den Fluch, den ich auf mich herabgeschworen; und seine Schrecken suchten mich nicht heim. Da kam noch einmal — ein einziges Mal durch das Schweigen der Nacht das süsse Seufzen wieder zu mir, und es formte sich zu einer wohlbekannten inbrünstigen Stimme:

„Schlafe in Frieden! Denn der Geist der Liebe lebt und herrscht. Und wenn du glühenden Herzens Ermengard umarmst, bist du — aus Gründen, die dir dereinst im Himmel offenbar werden sollen — deines Gelübdes an Eleonora entbunden."

LIGEIA

Und es liegt darin der Wille, der nicht stirbt. Wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Gewalt? Denn Gott ist nichts als ein grosser Wille, der mit der ihm eigenen Kraft alle Dinge durchdringt. Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens.

Joseph Glanvill.

Digitized by Google

Bei meiner Seele! ich kann mich nicht erinnern, wie, wann und wo ich die erste Bekanntschaft machte — der Lady Ligeia. Lange Jahre sind seitdem verflossen, und mein Gedächtnis ist schwach geworden durch vieles Leiden. Vielleicht auch kann ich mich dieser Einzelheiten nur darum nicht mehr erinnern, weil der Charakter meiner Geliebten, ihr umfassendes Wissen, ihre eigenartige und doch milde Schönheit und die überwältigende Beredsamkeit ihrer sanft tönenden Stimme — weil dies alles zusammen nur ganz allmählich und verstohlen den Weg in mein Herz nahm, zu allmählich, als dass ich daran gedacht hätte, mir jene äusseren Umstände einzuprägen.

Ich habe jedoch das Empfinden, als sei ich ihr zum erstenmal und hierauf wiederholt in einer altertümlichen Stadt am Rhein begegnet. Und eins weiss ich bestimmt: sie erzählte mir von ihrer Familie, die sehr alten Ursprungs war. — Ligeia! Ligeia! — Trotzdem ich in Studien ver-

graben bin, deren Art mehr noch als alles andere dazu angetan ist, mich von Welt und Menschen abzusondern, genügt dies eine süsse Wort „Ligeia“, um vor meinen Augen ihr Bild erstehen zu lassen — das Bild von ihr, die nicht mehr ist. Und jetzt, während ich schreibe, überfällt mich urplötzlich das Bewusstsein, dass ich von ihr, meiner Freundin und Verlobten, der Gefährtin meiner Studien und dem Weib meines Herzens, den Namen ihrer Familie nie erfahren habe. War es ein schalkhafter Streich, den Ligeia mir gespielt? War es ein Beweis meiner bedingungslosen Hingabe, dass ich nie eine dahingehende Frage stellte? Oder war es meinerseits eine Laune, ein romantisches Opfer, das ich auf den Altar meiner leidenschaftlichen Ergebenheit niedergelegt? Der blossen Tatsache sogar kann ich mich nur unklar erinnern — was Wunder, dass ich die Gründe dafür vollständig vergessen habe! Und wirklich, wenn jemals der romantische Geist der bleichen und nebel-

beschwingten Ashtophet des götzengläubigen Ägyptens, wie die Sage meldet, über unglückliche Ehen geherrscht hat, so ist es gewiss, dass er meine Ehe stiftete und beherrschte.

Immerhin hat mich wenigstens in einem Punkt meine Erinnerung nicht verlassen: die Persönlichkeit Ligeias steht mir heute noch klar vor Augen. Sie war von hoher, schlanker Gestalt, in ihren letzten Tagen sogar sehr hager. Vergebliches Bemühen wäre es, wenn ich eine Beschreibung der Erhabenheit, der würdevollen Gelassenheit ihres Wesens oder der unvergleichlichen Leichtigkeit und Elastizität ihres Schreitens versuchen wollte. Sie kam und ging wie ein Schatten. War sie in mein Arbeitszimmer gekommen, so bemerkte ich ihre Anwesenheit nicht eher, als bis ich den lieben Wohlklang ihrer sanften süssen Stimme vernahm oder ihre marmorweisse Hand auf meiner Schulter fühlte. Kein Weib auf Erden trug solche Schönheit im Antlitz wie sie! Strahlend

schön war sie wie die Erscheinung eines Opiumtraumes, wie eine göttliche beseligende Vision — göttlicher noch als die Traumgebilde, die durch die schlafenden Seelen der Töchter von Delos wehen. Doch waren ihre Züge keineswegs von jener Regelmässigkeit, wie sie die klassischen Bildwerke des Heidentums aufweisen, und die man mit Unrecht so übertrieben bewundert. „Es gibt keine auserlesene Schönheit," sagt Bacon Lord Verulam da, wo er von allen Formen und Arten der Schönheit spricht, „ohne eine gewisse Seltsamkeit in der Proportion." Aber wenn ich auch sah, dass die Züge Ligeias nicht von klassischer Regelmässigkeit waren, wenn ich auch feststellte, dass ihre Schönheit in der Tat „auserlesen" war, und fühlte, dass viel „Seltsamkeit" in ihren Zügen lag, so habe ich doch vergebens versucht, dieser Unregelmässigkeit auf die Spur zu kommen und meine Feststellung des „Seltsamen" zu begründen. Ich prüfte die Kontur der hohen und

bleichen Stirn — sie war fehlerlos. Wie kalt klingt doch dies Wort für eine so göttliche Majestät, für die wie reinstes Elfenbein schimmernde Haut, die gebieterische Breite und ruhevolle Harmonie dieser Stirn, die sanfte Erhöhung über den Schläfen, die eine üppige Fülle rabenschwarzer glänzender Locken umschmiegte — Locken, die das homerische Epitheton „hyazinthen“ so wunderbar erfüllten! — Ich prüfte die feinen Linien der Nase: nirgend anders als auf althebräischen Medaillons hatte ich ebenso vollkommen schönes gesehen; nur dort hatte ich eine gleich wundervolle Zartheit und dieselbe kaum wahrnehmbare Neigung zu sanfter Krümmung, dieselben harmonisch geschweiften Nasenflügel, die einen freien Geist verrieten, gefunden. — Ich betrachtete den süssen Mund. Hier feierten alle Himmelswonnen ihr triumphierendes Fest: dieser entzückende Schwung der kurzen Oberlippe, diese weiche wollüstige Ruhe der Unterlippe, diese tändelnden Grübchen,

diese lockende Farbe, diese schimmernden Zähne, die jeden Strahl des heiligen Lichtes widerspiegelten, mit dem ihr heiteres und ruhevolles und gleichwohl frohlockendes Lächeln sie blendend schmückte. — Ich prüfte die Form des Kinnes und fand auch hier in seiner sanften Breite Majestät, Fülle und griechischen Geist — fand die Kontur, die der Gott Apoll dem Kleomenes, dem Sohn des Atheners, im Traume nur enthüllte. — Und dann vertiefte ich mich in Ligeias grosse Augen.

Für Augen finden wir im fernen Altertum kein Vorbild. Es mochte sein, dass eben hier — in den Augen meiner Geliebten — das Geheimnis lag, von dem Lord Verulam spricht. Sie schienen mir weit grösser als sonst die Augen unserer Rasse. Sie waren üppiger als selbst die üppigsten Augen der Gazellen vom Stamme des Tales Nourjahad. Doch war es nur zu Zeiten — in Augenblicken tiefster Erregung, dass diese „Seltsamkeit", von der ich vorhin sprach, deutlicher wahrnehmbar

wurde bei ihr. Und in solchen Augenblicken war Ligeias Schönheit — vielleicht kam es auch nur meiner erglühten Phantasie so vor — die Schönheit von überirdischen oder unirdischen Wesen, die Schönheit der sagenhaften Houri der Türken. Von strahlendstem Schwarz waren ihre Pupillen und waren tief beschattet von sehr langen jettschwarzen Wimpern. Die Brauen, deren Linien kaum merklich unregelmässig waren, hatten die gleiche Farbe. Die Seltsamkeit aber, die ich in den Augen fand, lag nicht in Form, Farbe oder Glanz, sie muss wohl in ihrem Ausdruck gelegen haben. Ach, bedeutungsloses Wort! Leeres Wort, hinter dessen blossem Klang wir uns mit unserer Unkenntnis alles Geistigen verschanzen!

Der Ausdruck von Ligeias Augen! Oh, wie viele Stunden habe ich ihm nachgesonnen! Wie habe ich eine ganze Mittsommernacht lang gerungen, ihn zu ergründen! Was war es, dies Etwas, das tief innen in den Pupillen meiner Geliebten

verborgen lag, das unergründlicher war als die Quelle des Demokritos? Was war es? Ich war wie besessen von dem Verlangen, es zu entdecken. Diese Augen! Diese grossen, diese schimmernden, diese göttlichen Augen! Sie wurden für mich die Zwillingssterne der Leda, und ich war ihr andächtigster Astrologe.

Es gibt in der Psychologie viele unlösbare Rätsel, das unheimlichste aber und aufregendste von allen erschien mir stets die Tatsache — die übrigens von den Psychologen kaum je erwähnt worden ist — dass wir oft, wenn wir etwas längst Vergessenes wieder in unser Gedächtnis zurückrufen wollen, bis auf die Schwelle des Erinnerns gelangen, ohne doch das, was sozusagen schon vor uns steht, wirklich festhalten zu können. Und wie oft, wenn ich den Augen Ligeias nachsann, fühlte ich mich der vollen Aufklärung über die Bedeutung ihres Ausdrucks ganz nahe: ich fühlte, sie war da — gleich, gleich würde ich sie erfassen — und da ent-

schwebte sie wieder, noch ehe ich sie hatte festhalten können. Und — sonderbares, oh sonderbarstes Mysterium! — ich fand in den gewöhnlichsten Dingen von der Welt eine Reihe von Analogien zu diesem Ausdruck. Ich will damit sagen: nachdem Ligeias eigenartige Schönheit mir bewusst geworden war und nun im Altarschrein meines Herzens ruhte, lösten viele Erscheinungen der realen Welt dasselbe Empfinden in mir aus wie der Blick aus Ligeias grossen leuchtenden Augen. Trotzdem aber wollte es mir nicht gelingen, dies Empfinden zu ergründen oder zu zergliedern; auch überkam es mich nicht stets in der gleichen Stärke. Um mich näher zu erklären: jenes Gefühl erfüllte mich zum Beispiel beim Anblick einer schnell emporschiessenden Weinrebe, bei der Betrachtung eines Nachtfalters, einer Schmetterlingspuppe, eines eilig strömenden Wasserlaufes. Ich habe es im Ozean gefunden und beim Fallen eines Meteors, sogar im Blick ungewöhnlich alter Leute.

Digitized by Google

Und es gibt am Firmament ein paar Sterne, vor allem ein veränderliches Doppelgestirn sechster Grösse nahe beim grossen Stern der Leier, bei deren Betrachtung durch das Teleskop ich mich des nämlichen Gefühls nicht erwehren konnte. Gewisse Töne von Saiteninstrumenten und bestimmte Stellen in Büchern durchschauerten mich ähnlich so. Unter zahllosen anderen Beispielen erinnere ich mich besonders eines Ausspruchs, den ich bei Joseph Glanvill fand und der — vielleicht nur wegen seiner Wunderlichkeit — immer wieder diese Stimmung in mir erweckte: „Und es liegt darin der Wille, der nicht stirbt. Wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Gewalt? Denn Gott ist nichts als ein grosser Wille, der mit der ihm eigenen Kraft alle Dinge durchdringt. Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens."

Eifriges Nachdenken durch lange Jahre hindurch hat mir nun wirklich gewisse

leise Beziehungen gezeigt zwischen diesem Ausspruch des englischen Philosophen und einem Teil von Ligeias Wesen. Es lebte in ihr ein unerhört starker Wille, der während unseres langen Zusammenlebens nie spontan zutage trat, sondern sich nur in einer unglaublichen Anspannung des Denkens, Tuns und Redens zu erkennen gab. Von allen Frauen, die ich je gekannt, war sie, die äusserlich ruhevolle, die stets gelassen milde Ligeia, wie keine andere die Beute der tobenden Geier grausamster Leidenschaftlichkeit. Und diese Leidenschaftlichkeit enthüllte sich mir nur im wundervollen Strahlen ihrer Augen, die mich gleichzeitig entzückten und entsetzten, in der fast zauberhaften Melodie, Weichheit, Klarheit und Würde ihrer sonoren Stimme und in der flammenden Energie, die in ihren seltsam gewählten Worten lag und die im Kontrast mit der Ruhe, mit der diese gesprochen wurden, doppelt wirkungsvoll war.

Digitized by Google

Ich erwähnte schon das umfassende Wissen Ligeias: ihre Kenntnisse waren unermesslich — für eine Frau ganz unerhört. In allen klassischen Sprachen war sie Meister, und auch in den modernen Sprachen des Kontinents habe ich ihr, soweit ich selbst mit diesen Sprachen vertraut war, nie einen Fehler nachweisen können. Und gab es denn überhaupt irgend ein Thema aus den Gebieten der höchsten und schwierigsten Wissenschaften, in dem ich Ligeia jemals auf Unkenntnis oder Irrtum ertappt hätte? Wie sonderbar, wie schauerlich! Diese eine Seite nur vom Wesen meiner Frau ist heute noch meinem Gedächtnis erinnerlich. Ich sagte, an Wissen überragte sie weit alle anderen Frauen — doch wo lebt der Mann, der die philosophische, physikalische und mathematische Wissenschaft in ihrer ganzen unermesslichen Ausdehnung so verständnisvoll studiert hätte?! Damals sah ich noch nicht, was ich jetzt klar erkenne, dass dies Wissen Ligeias unglaublich, dass es gigan-

tisch war. Doch war ich mir ihrer unendlichen Überlegenheit genügend bewusst, um mich mit kindlichem Vertrauen ihrer Führung durch die chaotische Welt metaphysischer Probleme, mit denen ich mich während der ersten Jahre unserer Ehe eifrig beschäftigte, zu überlassen. Mit welch ungeheurem Triumph — mit welch lebhaftem Entzücken — mit welch himmlischer Hoffnung konnte ich, wenn sie in diesem so unbekannten, so wenig gepflegten Studium sich helfend zu mir neigte, fühlen, wie vor mir der herrlichste Ausblick sich öffnete und ein in diese glänzenden Höhen führender langer köstlicher und noch ganz unbetretener Pfad sichtbar wurde, auf dem ich wohl endlich empor ans Ziel einer Weisheit gelangen durfte, die zu göttlich erhaben ist, um nicht verboten zu sein!

Wie heftig musste da der Gram gewesen sein, mit dem ich einige Jahre später meine so festgegründeten Hoffnungen Flügel nehmen und sich davonschwingen sah!

Ohne Ligeia war ich nichts als ein durch Dunkel tastendes Kind. Nur ihre Gegenwart, ihr Erklären brachte helles Licht in die vielen Mysterien des Transcendentalen, in die wir eingedrungen waren. Wenn den golden züngelnden Schriftzeichen der leuchtende Glanz ihrer Augen fehlte, wurden sie matter als stumpfes Blei. Und seltener und seltener fiel nun der Strahl dieser Augen auf die Blätter, über deren Inhalt ich brütete. Ligeia wurde krank. Die herrlichen Augen strahlten in übernatürlichen Flammen, die bleichen Hände wurden wachsfarben wie bei einem Toten, und die blauen Adern auf der hohen Stirn hoben sich und pochten ungestüm bei der geringsten Aufregung. Ich sah, dass sie sterben musste — und mein Geist rang verzweifelt mit dem grimmen Azrael.

Noch angestrengter als ich, rang — zu meinem Erstaunen — das leidenschaftliche Weib. So manches in ihrer ernsten Natur hatte in mir den Glauben gezeitigt, dass für sie der Tod keine Schrecken

haben werde — doch dem war nicht so. Es gibt keine Worte, die auch nur annähernd die Wildheit ihres Widerstandes beschreiben könnten, den sie dem Schatten Tod entgegensetzte. Ich stöhnte gequält bei diesem mitleiderregenden Anblick. Ich wollte besänftigen, aber gegenüber der unheimlichen Gewalt, mit der sie nur leben — nur leben — nichts als leben wollte, schien Trost und Zuspruch unsäglich albern. Aber trotzdem sich ihr feuriger Geist so wild gebärdete, bewahrte sie die Hoheit ihres äusseren Wesens bis zum letzten Augenblick, dem Augenblick des Todeskampfes. Ihre Stimme wurde noch sanfter — wurde noch tiefer — dennoch möchte ich jetzt bei dem grausigen Sinn der Worte, die sie in aller Ruhe sprach, nicht nachdenkend verweilen. Mein Geist, der diesen überirdischen Tönen hingerissen lauschte — diesem Hoffen und Ringen, dieser gewaltigen Sehnsucht, wie nie zuvor ein Sterblicher sie fühlte — taumelte und verwirrte sich.

Dass sie mich liebte, daran hatte ich nie gezweifelt, auch konnte ich mir wohl sagen, dass die Liebe eines solchen Herzens nicht mit gewöhnlichem Mass zu messen sei. Aber erst in ihrem Sterben erhielt ich den vollen Eindruck der wahren Kraft ihrer Liebe. Lange Stunden hielt sie meine Hand und schüttete vor mir aus das Überfluten eines Herzens, dessen mehr als leidenschaftliche Ergebenheit an Anbetung grenzte. Wie hatte ich es verdient, mit solchen Bekenntnissen gesegnet zu werden? Und wie hatte ich es verdient, verdammt zu werden durch den Verlust der Geliebten — in der nämlichen Stunde, da sie mir diese Bekenntnisse gemacht? Doch ich kann es nicht ertragen, von diesen Dingen zu sprechen. Nur eines lasst mich sagen: ich erkannte in Ligeias mehr als weiblicher Hingabe an eine Liebe, die ich, ach, gar so wenig verdiente, den wahren Grund für ihr so tiefes, so wildes Begehren nach dem Leben — dem Leben, das jetzt so eilend entfloh.

Digitized by Google

Für dies wilde Sehnen, für diese Gier und Gewalt des Verlangens nach Leben — nur nach Leben — finde ich keine Ausdrucksmöglichkeit; keine Worte gibt es, die es sagen könnten.

In der Nacht ihres Scheidens liess sie mich nicht von ihrer Seite. In tiefster Mitternachtstunde bat sie mich, ihr einige Verse herzusagen, die sie selbst wenige Tage vorher verfasst hatte. Ich gehorchte. Hier sind sie:

O schaut, es ist festliche Nacht
Inmitten einsam letzter Tage!
Ein Engelchor, schluchzend in Flügelpracht
Und Schleierflor sieht zage
Im Schauspielhaus ein Schauspiel an
Von Hoffnung, Angst und Plage,
Derweil das Orchester dann und wann
Musik haucht: Sphärenklage.

Schauspieler, Gottes Ebenbilder,
Murmeln und brummeln dumpf
Und hasten planlos, immer wilder,
Sind Puppen nur und folgen stumpf
Gewaltigen düsteren Dingen,
Die umziehn ohne Form und Rumpf
Und dunkles Weh aus Kondorschwingen
Schlagen voll Triumph.

Dies närrische Drama! — O fürwahr,
Nie wird's vergessen werden,
Nie sein Phantom, verfolgt für immerdar
Von wilder Rotte rasenden Gebärden,
Verfolgt umsonst — zum alten Fleck
Kehrt stets der Kreislauf neu zurück —,
Und nie die Tollheit, die Sünde, der Schreck
Und das Grausen: die Seele vom Stück.

Doch sieh, in die mimende Runde
Drängt schleichend ein blutrot Ding
Hervor aus ödem Hintergrunde
Der Bühne — ein blutrot Ding.
Es windet sich! — windet sich in die Bahn
Der Mimen, die Angst schon tötet,
Die Engel schluchzen, da Wurmes Zahn
In Menschenblut sich rötet.

Aus — aus sind die Lichter — alle aus!
Vor jede zuckende Gestalt
Der Vorhang fällt mit Wetterbraus,
Ein Leichentuch finster und kalt.
Die Engel schlagen die Schleier zurück,
Sind erbleicht und entschweben in Sturm,
„Mensch" nennen sie das tragische Stück,
Seinen Helden „Eroberer Wurm".

„O Gott!" schrie Ligeia, sprang vom Bett auf und reckte die Arme empor. „Gott! Gott! O göttlicher Vater! Muss das immer unabänderlich so sein? Soll

Digitized by Google

dieser Sieger nie, niemals besiegt werden? Sind wir nicht Teil und Teile von dir? Wer — wer kennt die Geheimnisse des Willens und seine Gewalt? Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens."

Und nun, wie von innerer Bewegung überwältigt, liess sie die weissen Arme sinken und kehrte feierlich auf ihr Sterbebett zurück. Und als sie die letzten Seufzer hauchte, kam gleichzeitig ein leises Murmeln von ihren Lippen. Ich legte das Ohr an ihren Mund und erkannte wieder die Schlussworte des Glanvillschen Ausspruchs: „Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig durch die Schwäche seines schlaffen Willens."

Sie starb. Und ich, den der Gram völlig zermalmt hatte, konnte nicht länger die einsame Verlassenheit meiner Behausung in der düsteren und verfallenen Stadt am Rhein ertragen. Ich hatte keinen Mangel an dem, was die Welt „Besitz" nennt;

Ligeia hatte mir viel mehr, o sehr viel mehr gebracht, als für gewöhnlich einem Sterblichen zufällt. So kam es, dass ich nach einigen Monaten planlosen und ermüdenden Umherwanderns in einer der wildesten und abgelegensten Gegenden des schönen Englands eine alte Abtei, deren Namen ich nicht nennen möchte, käuflich erwarb und instand setzte. Die düstere und traurige Majestät des Gebäudes, die unglaubliche Verwilderung der Ländereien, die vielen melancholischen und altehrwürdigen Erinnerungen, die sich an beide knüpften, hatten viel gemein mit dem Gefühl äusserster Verlassenheit, das mich in jenen entlegenen und unwirtlichen Teil des Landes hingetrieben hatte. An dem Abteigebäude selbst mit seinem verwitterten, unter blühendem Grün verborgenen Mauerwerk nahm ich keine Veränderungen vor, dagegen widmete ich mich mit kindischem Eigensinn und wohl auch in der schwachen Hoffnung, meinen Kummer dadurch zu zerstreuen, der Ausstat-

tung der Innenräume und entfaltete hier eine ganz ungewöhnliche Pracht. Ich hatte schon als Kind Geschmack an solchen Torheiten gefunden, und jetzt, da mich mein Kummer wieder hilflos gemacht hatte, stellte sich jener kindliche Trieb von neuem ein. Ach, ich fühle, wie viel Spuren von Geistesverwirrung sogar in den prunkhaften und phantastischen Draperien, in den feierlichen ägyptischen Schnitzereien, in den grotesken Möbeln, in den tollen Mustern der goldgewirkten Teppiche zu finden waren. Ich lag, ein gefesselter Sklave, in den Banden des Opiums, und meine Handlungen und Anordnungen hatten den Charakter meiner Träume angenommen. Doch ich will nicht bei der Beschreibung dieser Albernheiten verweilen, lasst mich nur von jenem einen verfluchten Gemach sprechen, in das ich in einem Anfall von geistiger Umnachtung als mein angetrautes Weib — als die Nachfolgerin der unvergessenen Ligeia — führte: die blondhaarige und

blauäugige Lady Rowena Trevanion of Tremaine.

Selbst die unbedeutendste Einzelheit in Architektur und Ausstattung dieses Brautgemachs steht mir noch jetzt deutlich vor Augen. Was dachten sich nur die goldgierigen hochmütigen Angehörigen meiner Braut, als sie einem so geliebten Mädchen, einer so geliebten Tochter gestatteten, die Schwelle eines derart geschmückten Brautgemachs zu überschreiten.

Trotzdem leider so manche tief bedeutsame Dinge meinem Gedächtnis entschwunden sind, so sind mir doch, wie ich schon sagte, die geringsten Einzelheiten dieses Zimmers gegenwärtig; ich erinnere mich ihrer, obgleich in diesem phantastischen Prunk kein System, kein Halt war, daran mein Erinnern sich hätte klammern können. Das Zimmer lag in einem hohen Turm der burgartig gebauten Abtei; es war ein fünfeckiger Raum von beträchtlicher Grösse. Die ganze Südseite des Fünfecks nahm das einzige Fenster, eine riesige Scheibe

ungebrochenen venezianischen Glases, ein, das von bleifarbener Tönung war, sodass Sonnenlicht wie Mondglanz über die Gegenstände des Zimmers nur einen gespensterhaften Schein gossen. Der obere Teil dieser ungeheuren Fensterscheibe wurde durch das Rankenwerk eines uralten Weinstocks, der an den massigen Mauern des Turmes emporgeklettert war, dunkel beschattet. Das düstere Eichenholz der ausserordentlich hoch gewölbten Zimmerdecke war mit Schnitzereien in halb gotischem halb druidenhaftem Stil überladen. Genau aus dem Mittelpunkte dieser melancholischen Wölbung hing an einer einzigen goldenen langgegliederten Kette ein mächtiger goldener Kronleuchter in Form eines Weihrauchbeckens, mit sarazenischem Bildwerk geschmückt. Dieser Kronleuchter hatte rundum viele Öffnungen, aus denen wie lebhafte Schlangen fortwährend die buntesten Flammen züngelten.

Ein paar Ottomanen und goldene orientalische Kandelaber waren im Raum verteilt.

Digitized by Google

Und da war auch das Lager, das Brautbett! Es war nach einem indischen Modell gearbeitet; es war niedrig und aus massivem Ebenholz geschnitzt und von einem Baldachin, der einem Bahrtuch glich, überdacht. In jeder Ecke des Zimmers stand aufrecht ein riesiger schwarzgranitener Sarkophag, den unsterbliche Skulpturen schmückten. Diese Sarkophage stammten aus den Königsgräbern von Luxor. Aber noch mehr als in allem anderen waltete meine unheimliche Phantasie in der Wandverkleidung des Gemachs. Die unverhältnismässig hohen Wände waren von der Decke bis zum Fussboden mit faltenreichem schwerem Goldstoff verhangen — demselben Stoff, der als Fuss- und Ottomanenteppich, als Bettdecke und Baldachin, sowie als prunkhafter Überhang der einen Teil des Fensters überschattenden Vorhänge Verwendung gefunden hatte. Dieser Goldstoff trug in unregelmässigen Zwischenräumen arabeskenartige Figuren von einem Fuss Durchmesser, die aus tief-

Digitized by Google

schwarzem Stoff gearbeitet waren. Aber nur von einer einzigen Stelle aus betrachtet schienen diese Figuren nichts als Arabesken zu sein. Infolge eines heute allgemein bekannten Verfahrens, das man jedoch schon im frühen Altertum anwendete, boten sie dem Beschauer von jeder Seite ein anderes Bild. Wenn man das Zimmer betrat, erschienen sie einfach nur wie Monstrositäten, je näher man aber an sie herantrat, desto bestimmtere Bilder nahmen sie an, und Schritt für Schritt, je nach dem vom Beschauer gewählten Standpunkt, sah man sich von einer wechselnden Prozession gespensterhafter Wesen umringt, wie etwa der Aberglaube der Normannen sie ersonnen hat oder ein Mönch in verbrecherischem Traum sie erschauen mag. Der gespenstische Eindruck wurde durch einen auf künstlichem Wege hinter die Draperien geführten, ununterbrochenen Luftzug, der dem Ganzen eine unbehagliche und abscheuliche Lebendigkeit verlieh, noch erheblich erhöht.

In solchem Raum also, in solchem Brautgemach, verlebte ich mit Lady Rowena of Tremaine die gottlosen Stunden unseres Honigmonds — ohne viel Aufregung. Dass mein Weib vor meiner Übellaunigkeit Furcht hatte, dass sie mir aus dem Wege ging und mir nur wenig Liebe entgegenbrachte, konnte mir nicht entgehen, aber gerade dies freute mich mehr, als wenn es anders gewesen wäre. Ich verabscheute sie, ich hasste sie — mit einer Inbrunst, die geradezu teuflisch war. Mein Erinnern floh — oh mit welch tiefem Leidgefühl — zu Ligeia zurück, der Geliebten, der Hehren, der Schönen, der Begrabenen! Ich schwelgte im Gedenken ihrer Reinheit und Weisheit, ihres erhabenen, ihres himmlischen Wesens, ihrer leidenschaftlichen, ihrer anbetenden Liebe. Jetzt lohte in meiner Seele noch wildere, noch heissere Flamme, als sie in ihr, in Ligeia, gebrannt hatte. In den Ekstasen meiner Opiumträume — ich lag fast immer im Bann dieses Giftes — rief ich wieder und wieder ihren

Namen durch das Schweigen der Nacht oder bei Tag durch die schattigen Schluchten der Landschaft. Es war, als ob das wilde Verlangen, die tiefernste Leidenschaft, das verzehrende Feuer meiner Sehnsucht nach der Dahingegangenen sie auf den irdischen Pfad zurückzuführen versuchte, den sie — ach, konnte es denn für ewig sein? — verlassen hatte.

Gegen Beginn des zweiten Monats unserer Ehe wurde Lady Rowena plötzlich von einer Krankheit befallen, von der sie nur langsam genas. Zehrendes Fieber machte ihre Nächte unruhig, und in ihrem aufgeregten Halbschlummer redete sie von gespenstischen Lauten und Schatten, die im Turmzimmer und in seiner nächsten Umgebung sich vernehmen, sich sehen liessen. Ich hielt diese Äusserungen natürlich für Einbildungen einer kranken Phantasie, die allerdings durch das unheimliche Zimmer geweckt sein konnte. Sie erholte sich schliesslich wieder — und genas endlich völlig. Doch nur für kurze Zeit;

denn bald warf ein zweiter heftigerer Anfall sie von neuem auf das Krankenlager. Und von diesem Rückfall erholte sie, die ohnedies von zarter Gesundheit war, sich nie mehr vollständig. Die Krankheitserscheinungen, die diesem zweiten Anfall folgten, waren sehr beunruhigend und spotteten aller Wissenschaft und allen Bemühungen der Ärzte. Mit dem Anwachsen ihres chronischen Leidens, das ersichtlich schon tiefer wurzelte, als dass man ihm mit Medikamenten erfolgreich hätte beikommen können, bemerkte ich auch eine Steigerung ihrer nervösen Reizbarkeit und ihres schreckhaften Entsetzens bei ganz nichtigen Anlässen. Sie sprach wieder — und häufiger und hartnäckiger jetzt — von den Lauten, den ganz leisen Lauten, und von den seltsamen Schatten, die sich an den Wänden regten.

In einer Nacht, es war gegen Ende September, wies sie meine Aufmerksamkeit mit mehr als gewöhnlichem Nachdruck auf diese peinigenden Ängste hin. Sie

war soeben aus unruhigem Schlummer erwacht, und ich hatte — halb in Besorgnis und halb in Entsetzen — das Arbeiten der Muskeln in ihrem abgemagerten Gesicht beobachtet. Ich sass seitwärts von ihrem Ebenholzbett auf einer der indischen Ottomanen. Sie richtete sich halb auf und sprach in eindringlichem leisem Flüstern von Lauten, die sie jetzt vernahm, die ich aber nicht hören konnte — von Bewegungen, die sie jetzt sah, die ich aber nicht wahrnehmen konnte. Der Wind wehte hinter der Wandverkleidung in hastigen Zügen, und ich hatte die Absicht, ihr zu zeigen (was ich allerdings, wie ich bekenne, selbst nicht ganz glauben konnte), dass dieses kaum vernehmbare Atmen, dass diese ganz geringen Verschiebungen der Gestalten an den Wänden nur die natürliche Folge des Luftzuges seien. Doch ein tödliches Erbleichen ihrer Wangen liess mich einsehen, dass meine Bemühungen, sie zu beruhigen, fruchtlos sein würden. Sie schien ohnmächtig zu werden, und

keiner der Dienstleute war in Rufnähe. Da erinnerte ich mich einer Flasche leichten Weines, den die Ärzte ihr verordnet hatten, und eilte quer durchs Zimmer, um sie zu holen. Doch als ich unter den Flammen des Weihrauchbeckens angekommen war, erregten zwei sonderbare Umstände meine Aufmerksamkeit. Ich fühlte, dass ein unsichtbares, doch greifbares Etwas leicht an mir vorbeistreifte, und ich sah, dass auf dem goldenen Teppich, genau in der Mitte des reichen Glanzes, den die Ampel darauf niederwarf, ein Schatten — ein schwacher, undeutlicher, geisterhafter Schatten lag —: so zart war er, dass man ihn für den Schatten eines Schattens hätte halten können. Aber ich war infolge einer ungewöhnlich grossen Dosis Opium sehr aufgeregt und achtete dieser Erscheinungen kaum, erwähnte auch gegen Rowena nichts von ihnen.

Ich fand den Wein, schritt quer durchs Zimmer ans Bett zurück, füllte ein Kelchglas voll und brachte es an die Lippen

der nahezu ohnmächtigen Kranken. Sie hatte sich ein wenig erholt und ergriff selbst das Glas; ich sank auf die nächste Ottomane und sah gespannt zu meinem Weib hinüber. Da geschah es, dass ich deutlich einen leisen Schritt über den Teppich zum Lager hinschreiten hörte; und eine Sekunde später, als Rowena den Wein an die Lippen führte, sah ich — oder träumte, dass ich es sah — wie aus einer unsichtbaren Quelle in der Atmosphäre des Zimmers kommend, drei oder vier grosse Tropfen einer strahlenden, rubinroten Flüssigkeit in den Kelch fallen. Ich sah dies — Rowena sah es nicht. Sie trank den Wein ohne Zögern, und ich vermied es, ihr von einem Umstand zu sprechen, der — wie ich mir nach reiflicher Überlegung sagte — nichts anderes gewesen sein konnte als eine Erscheinung einer lebhaften Einbildungskraft — die durch die Äusserungen der Leidenden, durch das Opium und durch die späte Nachtstunde krankhaft erregt sein musste.

Dennoch konnte ich mir nicht verhehlen, dass die Krankheit meiner Frau, nachdem diese den Becher geleert hatte, eine rapide Wendung zum Schlimmsten nahm. Und in der dritten Nacht darauf kleideten die Dienerinnen Lady Rowena in das Leichengewand — und in der vierten Nacht sass ich allein bei ihrem Leichnam in dem seltsamen Gemach, in das sie als meine Braut eingetreten war.

Wilde Visionen, eine Folge des Opiumgenusses, umschwebten mich wie Schatten. Meine Blicke musterten unruhig die in den Ecken des Zimmers aufgestellten Sarkophage, die veränderlichen Gestalten des Wandteppichs und die züngelnden, buntfarbigen Flammen des Weihrauchbeckens mir zu Häupten. Ich erinnerte mich der sonderbaren Erscheinungen jener Nacht, die über Rowenas Leben entschieden hatte, und blickte unwillkürlich auf die vom Ampellicht bestrahlte Stelle des Teppichs, wo ich damals den schwachen Schein eines Schattens bemerkt hatte. Er war jedoch

nicht mehr zu sehen, und ich wandte mich aufatmend ab und heftete meine Blicke auf das bleiche und starre Antlitz der Aufgebahrten. Da überfielen mich tausend liebe Erinnerungen an Ligeia, und über mein Herz stürzte mit der Wucht eines Giessbaches das ganze unsagbare Weh, mit dem ich sie im Leichentuch gesehen hatte. Die Stunden gingen, und immer noch sass ich und starrte Rowena an, das Herz geschwellt vom Gedenken an die eine Einzige, die himmlisch Geliebte.

Es mochte gegen Mitternacht sein — vielleicht etwas früher oder später, ich hatte der Zeit nicht geachtet — als ein leiser, zarter, aber deutlich wahrnehmbarer Seufzer mich aus meinen Träumen aufschreckte. Ich fühlte, dass er vom Ebenholzbett her kam — vom Totenbett. Ich lauschte in angstvollem abergläubischem Entsetzen — aber der Laut wiederholte sich nicht. Ich strengte meine Augen an, um irgend eine Bewegung des entseelten Körpers wahrzunehmen, nicht die mindeste

Regung war zu entdecken. Dennoch konnte ich mich nicht getäuscht haben. Ich hatte das Geräusch, wie schwach es auch gewesen sein mochte, tatsächlich vernommen, und meine Seele war erwacht und lauschte. Ich heftete meine Augen durchdringend und mit aller Willenskonzentration auf den Totenleib. Viele Minuten vergingen, ehe sich auch nur das geringste ereignete, das Licht in dies Geheimnis bringen konnte. Endlich sah ich ganz deutlich, dass ein leiser, ein ganz schwacher und kaum wahrnehmbarer Hauch sowohl die Wangen wie auch die eingesunkenen feinen Adern der Augenlider gerötet hatte. Ein namenloses Grausen, eine wahnsinnige Furcht, für die es keine Worte gibt, liess mich auf meinem Sitz zu Stein erstarren und lähmte das Pulsen meines Herzens. Und doch gab mir schliesslich ein gewisses Pflichtgefühl meine Selbstbeherrschung zurück. Ich konnte nicht länger daran zweifeln, dass wir in unserm Vorgehen allzu voreilig gewesen waren, ich konnte

nicht länger daran zweifeln — dass Rowena lebte. Man musste sofort Wiederbelebungsversuche anstellen. Doch der Turm lag ganz abseits von den anderen Gebäuden, in denen die Dienerschaft untergebracht war — keiner der Leute befand sich in Hörweite — hätte ich sie zu meiner Hilfe herbeiholen wollen, so hätte ich das Zimmer auf viele Minuten verlassen müssen — das aber durfte ich nicht wagen. Ich bemühte mich daher allein, die Seele, die noch nicht ganz entflohen schien, wieder ins Leben zu rufen. Aber schon nach kurzer Zeit war ersichtlich ein Rückfall eingetreten; die Farbe verschwand von Wangen und Augenlidern, die nun bleicher noch als Marmor erschienen. Die Lippen schrumpften ein und kniffen sich zusammen und trugen den grässlichen Ausdruck des Todes; eine widerliche klebrige Kälte breitete sich schnell über den ganzen Leib, der überdies vollständig steif und starr wurde. Schaudernd sank ich auf das Ruhebett

zurück, von dem ich in so fassungslosem Schreck aufgescheucht worden war, und gab mich von neuem leidenschaftlichen wachen Visionen hin, in denen ich Ligeia vor mir sah.

So war eine Stunde verstrichen, als ich — konnte es möglich sein? — ein zweites Mal von der Gegend des Bettes her einen schwachen Laut vernahm. Ich lauschte in höchstem Grauen. Der Ton wiederholte sich — es war ein Seufzer. Ich eilte zur Leiche hin und sah — sah deutlich — dass die Lippen zitterten. Eine Minute später öffneten sie sich und legten eine Reihe perlenschöner Zähne bloss. Zu der tiefen Furcht, die mich bis jetzt gebannt hielt, gesellte sich nun auch Bestürzung. Ich fühlte, wie es dunkel wurde vor meinen Augen, wie meine Gedanken wanderten, und nur durch ganz gewaltige Anstrengung gelang es mir, mich für die Aufgabe, auf die mich die Pflicht nun wiederum hinwies, zu stählen. Sowohl auf der Stirn wie auf Wangen

und Hals war jetzt ein sanftes Glühen zu bemerken, eine fühlbare Wärme durchdrang den ganzen Körper, am Herzen war sogar ein leiser Pulsschlag zu spüren. Die Tote lebte, und mit doppeltem Eifer unterzog ich mich den Wiederbelebungsversuchen. Ich rieb und berührte die Schläfen und die Hände und wendete alles an, was Erfahrung und eine gute Belesenheit in medizinischen Dingen erdenken konnte. Doch vergeblich. Plötzlich verschwand die Farbe, der Pulsschlag hörte auf, die Lippen nahmen wieder den Ausdruck des Todes an, und einen Augenblick danach hatte der Körper die frostige Eiseskälte, den bleiernen Farbton, die vollkommene Starre, die eingesunkenen Formen und all die widerlichen Eigenschaften dessen, der schon seit vielen Tagen ein Bewohner der Grabes gewesen war.

Und wieder sank ich in Träume von Ligeia — und wieder — was Wunder, dass ich beim Schreiben jetzt noch schaudere — wieder drang vom Ebenholzbett

her ein leiser Seufzer an mein Ohr. Aber warum soll ich die unaussprechlichen Schrecken jener Nacht in allen Einzelheiten schildern? Warum soll ich darüber nachsinnen, wie ich es schildern sollte, dass bis zur Morgendämmerung dies fürchterliche Drama des Wiederbelebens und des Wiederabsterbens sich fortsetzte; wie jeder schreckliche Rückfall einen tieferen unlöslicheren Tod bedeutete; wie jede Agonie wie ein Ringen mit einem unsichtbaren Feind erschien, und wie jeder Kampf — ich weiss nicht was für eine grässliche Veränderung in der Erscheinung des Körpers nach sich zog? Lasst mich zum Schluss eilen.

Der grösste Teil der furchtbaren Nacht war dahingegangen, und sie, die tot gewesen, rührte sich wieder. Und die Lebenszeichen waren jetzt kräftiger als bisher, obgleich sie vordem in eine Auflösung gesunken war, die grässlicher gewesen als alle früheren. Ich hatte es schon längst aufgegeben, mich zu bemühen, mich

überhaupt noch zu rühren. Ich sass erstarrt auf der Ottomane — eine hilflose Beute wilder Aufregungen, deren am wenigsten schreckliche, am wenigsten aufreibende wohl eine masslose Angst war. Der Leichnam, ich wiederhole es, rührte sich, und zwar lebhafter als bisher. Die Farben des Lebens schossen mit unglaublicher Energie ins Antlitz, die Glieder wurden wieder beweglich; und wenn die Augenlider nicht noch immer fest geschlossen gewesen wären, wenn der Leib nicht noch immer still in seinen Grabtüchern und Bändern dagelegen hätte, so hätte ich glauben müssen, dass Rowena sich endgültig aus den Fesseln des Todes befreit habe. Doch wenn bis dahin dieser Gedanke noch entschieden zurückgewiesen werden musste, so schwanden alle Zweifel, als nun das leichentuchumhüllte Wesen vom Bette aufstand und schwankend, unsicheren Schrittes, mit geschlossenen Augen und mit dem Gebaren eines Traumwesens, doch körperlich sichtbar und fühl-

bar, sich in die Mitte des Zimmers vorbewegte.

Ich zitterte nicht — ich rührte mich nicht — denn ein Schwarm seltsamer Empfindungen, die sich an das Aussehen, die Statur, die Bewegungen der Gestalt knüpften, hatten mein Hirn überfallen und mich zu Stein erstarrt. Ich rührte mich nicht — doch meine Blicke hingen an der Erscheinung. Meine Gedanken taumelten wie im Wahnsinn — tobten und liessen sich nicht halten und bändigen. Konnte das wirklich die lebende Rowena sein, die mir da gegenüberstand? Konnte es überhaupt Rowena sein — die blondhaarige, blauäugige Lady Rowena Trevanion of Tremaine? Warum, warum sollte ich es bezweifeln? Die Binden umschlossen fest den Mund — aber warum sollte es nicht der Mund, der atmende Mund der Lady of Tremaine sein? Und die Wangen — sie trugen Rosen wie im Mittag ihres Lebens — ja, das waren wohl sicher die schönen Wangen der lebenden Lady of

Tremaine. Und das Kinn, das Kinn mit den Grübchen der Gesundheit, war es nicht das ihre? — Aber war sie denn in ihrer Krankheit gewachsen? Welch unaussprechlicher Wahnsinn fasste mich bei dem Gedanken? Ein Sprung, und ich lag zu ihren Füssen! Sie wich meiner Berührung aus, und die grässlichen Leintücher, die den Kopf umschlossen hatten, lösten sich und fielen nieder — und in die wehende Atmosphäre des Gemachs strömten gewaltige Massen langen freien Haares: es war schwärzer als die Rabenschwingen der Mittnacht! Und nun öffneten sich langsam die Augen der Gestalt, die dicht vor mir stand. „Hier, hier endlich", schrie ich laut, „kann ich mich niemals — niemals irren: dies sind die grossen und die schwarzen und die wilden Augen — meiner verlorenen Geliebten — die Augen der Lady — der Lady Ligeia!"

MORELLA

Αυτο καθ' αυτο μεθ' αυτου,
μονειδες αιει ον.

Plato, Symposion.

Digitized by Google

Ein Gefühl tiefer, jedoch höchst seltsamer Zuneigung verband mich meiner Freundin Morella. Ein Zufall war's, der mich vor vielen Jahren mit ihr zusammenführte, aber seit unserer ersten Begegnung brannte meine Seele in fremder entfesselter Glut. Das war nicht die Flamme des Eros, das war ein seltsam wilder Seelenbrand, und bitter und qualvoll war meinem Geist die wachsende Überzeugung, dass ich das rätselhafte Wesen dieser Gluten auf keine Weise zu ergründen, noch ihr Aufflammen und Niedersinken zu beherrschen vermochte.

Und das Schicksal, das uns zueinander geführt, band uns am Altar zusammen. Doch sprach ich nie ein Wort, das Leidenschaft gewesen wäre, dachte nie einen Gedanken, der Liebe bedeutet hätte. Morella aber floh jede Geselligkeit und schloss sich innig an mich an und machte mich glücklich — denn Staunen und Träumen ist Glück.

Morellas Gelehrsamkeit war unergründlich. Bei meinem Leben! Ihre vielseitige Begabung war geradezu übernatürlich — ihre Verstandeskräfte waren gigantisch! Ich wusste das und wurde in vielen Dingen ihr Schüler. Es begann damit, dass sie mir eine Anzahl jener mystischen Schriften vorlegte, die man gemeiniglich nur als den Abschaum der frühen deutschen Literatur ansieht. Das Studium dieser Werke bildete — aus mir unverständlichen Gründen — ihre liebste und ausdauerndste Beschäftigung, und dass es auch die meine wurde, ist einfach dem unwiderstehlichen Einfluss von Beispiel und Gewohnheit zuzuschreiben.

Mit alledem hatte, wenn ich nicht irre, mein Verstand wenig zu schaffen. Soviel ich weiss, stimmte meine Weltanschauung durchaus nicht mit den Idealen dieser Leute überein, und auch in meinem Tun und Denken war keine Spur von ihrem Mystizismus zu entdecken. Ich wenigstens hatte diese Überzeugung und

überliess mich daher ruhig und blindlings der Führung meiner Frau, der ich unerschrocken in allen ihren Studien folgte. Und dann — dann, wenn ich über geächtete, verderbliche Blätter gebeugt fühlte, wie ein verderblicher Geist sein Feuer in mir entzündete, kam Morella und legte ihre kalte Hand auf meine heisse Hand und entfachte aus der Asche einer toten Philosophie irgendwelche fast bedeutungslosen, doch eigentümlichen Worte, deren seltsamer Sinn sich flammend in mein Gedächtnis grub. Und dann — dann ging ich Stunde um Stunde nicht von ihrer Seite und berauschte mich am Wohlklang ihrer Stimme, bis diese mir zum Überdruss und schliesslich zum Entsetzen wurde und schwarze Schatten sich auf meine Seele lagerten, und bis ich erbleichte und tief im Innern vor den fast überirdischen Lauten schauderte. Und so ward plötzlich Glück und Freude zu Entsetzen und namenlosem Abscheu, und Schönheit weckte Grauen, so wie einst aus

dem Tale Hinnom das Gehenna geworden war.

Es ist unnötig, über die einzelnen Probleme, die jene alten Bücher in uns anregten und die lange, lange Zeit fast das einzige Thema unserer Gespräche bildeten, viel zu sagen. Alle die, welche etwas von „theologischer Moral“ verstehen, kennen diese Fragen gut, und jene, die darin unerfahren sind, würden mich sicherlich kaum verstehen. Der wilde Pantheismus Fichtes, die gemässigtere Lehre der Pythagoräer von der Wiederkunft und vor allem die Identitätsdoktrinen, wie Schelling sie aufstellte, bildeten den hauptsächlichsten Stoff für unsere Diskussionen und schienen die phantasievolle Morella am tiefsten und schönsten anzuregen. Jene sogenannte persönliche Identität definiert Locke, wie ich glaube, als das dauernde Bestehen eines jeden vernunftbegabten Daseins. Und da wir unter „Person“ ein intelligenz- und vernunftbegabtes Wesen verstehen, und da alles Denken stets von

Bewusstheit begleitet ist, so formt dies beides gemeinsam unser „Ich“ und unterscheidet uns durch Verleihung unserer „persönlichen Identität“ von anderen denkenden Wesen. Doch das „principium individuationis“, der Begriff dieser Identität, die mit dem Tode verloren oder nicht verloren geht, war mir stets ein Problem von ausserordentlicher Bedeutung, nicht allein wegen seiner verwirrenden und aufregenden Konsequenzen, sondern auch wegen der sonderbaren und eifrigen Art und Weise, in der Morella es behandelte.

Doch die Zeit war gekommen, in der das Geheimnisvolle im Wesen meines Weibes mich wie ein Alb, ein Zauber bedrückte. Ich konnte die Berührung ihrer bleichen Finger nicht ertragen, ich konnte den sanften Klang ihrer tönenden Sprache, den Glanz ihrer melancholischen Augen nicht ertragen. Und sie wusste all dies und hielt es mir doch niemals vor. Sie schien meine Schwäche, meine Manie zu kennen und nannte es lächelnd „Schicksal“.

Digitized by Google

Selbst die mir unbekannte Ursache für meine sich steigernde Abneigung schien sie zu kennen, doch machte sie nie eine Andeutung, die mir auf die Spur geholfen hätte. Aber sie war Weib und härmte sich und schwand hin und welkte von Tag zu Tag. Mit der Zeit erschien und blieb auf ihren Wangen eine bedeutungsvolle Röte, und die blauen Adern auf ihrer bleichen hohen Stirn schwollen an. Und wenn mein Wesen für einen Augenblick in Mitleid schmolz, so traf mich im nächsten das Aufleuchten ihrer bedeutsamen Augen — und meine Seele entsetzte sich und wurde von einem Schwindel ergriffen, wie er uns befällt, wenn wir hinab in einen grausig düsteren, unergründlichen Abgrund spähen.

Muss ich noch sagen, dass ich mit tiefem aufreibendem Verlangen die Stunde von Morellas Ableben herbeiwünschte? Ich tat es. Aber der schwache Geist klammerte sich noch Tage, Wochen, Monate an seine zerbrechliche Hülle; und es kam

so weit, dass meine gemarterten Nerven Herrschaft gewannen über mich. Dies Hinzögern machte mich rasend, und mein teuflisches Herz verfluchte die Tage und die Stunden und die bitteren Minuten, die länger und länger zu werden schienen, je mehr ihr zartes Leben dahinschmolz, wie Schatten länger und länger werden im sterbenden Tag.

Aber eines Herbstabends, als alle Winde im Himmelsraum schliefen, rief mich Morella an ihr Bett. Ein trüber Nebel lagerte über der Erde und ein warmer Glanz auf den Wassern, und die Farben des herbstlichen Waldes glühten so bunt, als sei ein Regenbogen vom Firmament herabgefallen und in Millionen bunte Scherben zersplittert.

„Dies ist der Tag der Tage", sagte sie, als ich zu ihr trat. „Der Tag der Tage — sei es zum leben oder sterben. Ein schöner Tag für die Söhne der Erde und des Lebens — ah, schöner noch für die Töchter des Himmels und des Todes!"

Ich küsste sie auf die Stirn, und sie fuhr fort:

„Ich sterbe, dennoch werde ich leben!“

„Morella!“

„Die Tage, da du mich lieben konntest, sind nie gekommen — doch sie, die du im Leben verabscheutest — im Tode sollst du sie anbeten.“

„Morella!“

„Ich wiederhole es: — ich sterbe. Doch in mir lebt ein Unterpfand der Neigung, die du — ach wie gering! — für mich, Morella, fühltest. Und wenn mein Geist entflieht, wird das Kind leben — dein Kind und meines, Morellas! Doch deine Tage werden Tage der Sorge sein — der Sorge, die beständiger ist als alles andere, gleichwie die Zypresse ausdauernder ist als alle anderen Bäume. Denn die Stunden deines Glückes sind vorüber, und Freude erblüht nicht zweimal im Leben, nicht zweimal, wie die Rosen von Paestum zweimal blühen im Jahre. Rebe und Myrte werden dir unbekannt sein,

und du wirst, gleich den Moslemin in Mekka, auf Erden schon dein Leichentuch mit dir herumtragen."

„Morella!" schrie ich auf, „Morella! Wie kannst du das wissen?"

Aber sie wendete das Gesicht ab, und ein leises Zittern überlief ihre Glieder. Sie starb, und ihre herrliche, ihre entsetzliche Stimme war tot.

Doch wie sie es vorausgesagt hatte, geschah es. Ihr Kind, das sie sterbend geboren und das den ersten Atemzug tat als seine Mutter den letzten tat, dies Kind, ein Mädchen, lebte. Und es entwickelte sich geistig und körperlich ausserordentlich schnell und war das vollkommene Ebenbild von ihr, die dahingeschieden war, und ich liebte es mit einer Liebe, deren Glut und Innigkeit mir oft wie eine Kraft aus einer anderen Welt erschien.

Doch nicht lange, da verdunkelte sich der Himmel dieser reinen Zuneigung, denn Grausen und Kummer jagten wie ungeheure verderbenbringende Wolken darüber hin.

Digitized by Google

Ich sagte schon, das Kind entwickelte sich ausserordentlich früh an Körper und Geist. Und in der Tat, sein schnelles leibliches Wachstum war geradezu befremdend. Aber schrecklich, oh! schrecklich waren die tobenden Gedanken, die mich überstürzten, wenn ich des Kindes geistiger Entwicklung folgte. Wie konnte es anders sein? Entdeckte ich doch täglich in den Vorstellungen der kindlichen Seele die abnorme Begabung und das ausgereifte Wissen des Weibes, vernahm aus dem kindlichen Munde die genialsten Erfahrungssätze, die Menschen jemals aufgestellt, und sah im Auge des Kindes die Weisheit und Leidenschaftlichkeit vollkommener Reife glühen.

Als alle diese Erscheinungen meinen erschreckten Sinnen offenbar wurden, als meine Seele sie in sich aufgenommen hatte — ist es da zu verwundern, dass ein entsetzlicher Argwohn mich befiel in der quälenden Erinnerung an die grausigen Phantasien und unerhörten Theorien der verstorbenen Morella?

Digitized by Google

Und ich verbarg dies junge Wesen, das ich anbetete, vor den Blicken und Einflüssen der Welt, und in der vollständigen Abgeschlossenheit meines Heims wachte ich mit aufreibender Sorge über alles, was dieses geliebte Wesen betraf.

Und wie die Jahre dahinflossen und ich Tag um Tag in ihr heiliges und mildes und beredtes Antlitz spähte und Tag um Tag ihr Wachsen und Reifen bemerkte, geschah es, dass ich Tag um Tag neue Dinge fand, in denen die Tochter vollständig ihrer Mutter — der schwermütigen und toten — glich. Und stündlich verdichteten sich diese Schatten einer unnatürlichen Ähnlichkeit und wurden immer tiefer und immer bestimmter und immer beängstigender — und immer grauenvoller anzusehen. Dass ihr Lächeln dem Lächeln ihrer Mutter vollkommen glich, das hätte ich ertragen können; aber da, plötzlich, schauderte ich, denn ihr Lächeln war nicht nur dem Morellas gleich — es war mit ihm identisch! Dass ihre Augen den

Digitized by Google

Augen Morellas glichen, konnte ich hinnehmen, aber manchmal, oft, drang der Tochter Blick in die Tiefen meiner Seele mit einer verwirrenden Eindringlichkeit, wie sie eben nur Morella eigen sein konnte. Und in den Umrissen der hohen Stirn und in den seidigen Locken ihres Haares, in den bleichen Fingern, die mit diesen Locken spielten, und in der klagenden Musik ihrer Stimme, und vor allem — oh, vor allem in den Redewendungen der Toten, die von den Lippen der Lebenden und Geliebten flossen, fand ich Nahrung für die aufreibendste Gedankenarbeit und für das rastloseste Entsetzen, — für den Wurm, der niemals sterben wollte!

So vergingen die ersten zehn Jahre ihres Lebens, und noch immer hatte meine Tochter keinen Taufnamen. „Mein Kind“ und „mein Liebling“ sind ja übliche Benennungen, wie Vaterliebe sie findet, und die strenge Abgeschlossenheit, in der sie lebte, schloss jeden weiteren Verkehr aus und machte daher einen anderen Namen

überflüssig. Morellas Name war mit ihr gestorben. Ich hatte der Tochter niemals von der Mutter gesprochen; es war unmöglich, von ihr zu sprechen. Tatsächlich hatte also das Kind in seinem jungen Leben keine anderen Eindrücke empfangen als diejenigen, die sich ihm in den engen Grenzen unserer Zurückgezogenheit bieten konnten.

Doch schliesslich vermeinte mein abgehetzter Geist durch die Zeremonie der Taufe Erlösung zu finden. So führte ich also das Kind zur Taufe. Und als ich vor dem Taufbecken stand, suchte ich nach einem Namen. Viele Namen voll Weisheit und Schönheit, aus alter und neuer Zeit, aus meiner Heimat und aus fremden Ländern, drängten sich mir auf die Lippen, und viele, viele Namen für Sanftes und Frohes und Gutes. Was trieb mich nur dazu an, die Ruhe der Toten und Begrabenen zu stören? Welcher Dämon veranlasste mich, jenen Namen zu flüstern, bei dessen Erinnerung schon das

Blut mir stürmend zum Herzen schoss? Welcher Unhold sprach aus den Tiefen meiner Seele, als ich in schweigender Nacht mitten im düsteren Kreuzgang in das Ohr des heiligen Mannes die Silben flüsterte: „Morella!“ Und wer anders als Satan selbst veranlasste mein Kind bei diesem kaum vernehmbaren Laut zusammenzuschrecken, die verglasten Blicke gen Himmel zu heben und mit zuckendem Gesicht, auf dem die Schatten des Todes kämpften, auf die schwarze Marmorplatte unserer Familiengruft niederzusinken und zu antworten: „Hier bin ich!“

Klar, kalt und vollkommen deutlich trafen diese einfachen Worte mein Ohr und rollten von da wie geschmolzenes Blei zischend in mein Gehirn. Jahr um Jahr kann dahingehen, doch niemals die Erinnerung an diesen Augenblick! Wahrlich, noch wusste ich nichts von Blumen und Reben — doch Zypresse und Schierling umdrohten mich Tag und Nacht. Und ich wusste nichts mehr vom Wan-

del der Zeit, und der Stern meines Schicksals losch aus am Firmament, und die Erde verlor ihr Licht, und die Gestalten, die sie belebten, glitten an mir vorbei wie Schatten, und mitten unter ihnen sah ich nur — Morella! Die himmlischen Winde atmeten nur einen Laut, und die rieselnden Wellen der ewigen Wasser murmelten immerfort — Morella! Aber sie starb; und mit meinen eigenen Händen trug ich sie zu Grab. Und ich lachte ein langes, bitteres Lachen, als in der Gruft, in die ich die zweite bettete, nicht eine Spur zu finden war von der ersten — Morella.

Digitized by Google

BERENICE

Digitized by Google

Dicebant mihi sodales, si sepulchrum amicae visitarem, curas meas aliquantulum fore levatas.

Ebn Zaiat.

Digitized by Google

Mannigfach ist Trübsal und Not. Unglück und Gram sind vielgestaltig auf Erden. Gleich dem Regenbogen spannt sich das Unglück von Horizont zu Horizont, und gleich den Farben des Regenbogens sind seine Farben vielfältig und scharf abgegrenzt und dennoch miteinander zusammenfliessend! Wie kommt es, dass Schönheit mir zum Kummer wurde, dass selbst aus Friedsamkeit ich nur Gram zu schöpfen wusste? Doch wie die Ethik lehrt, dass das Böse eine Konsequenz des Guten sei, so lehrt uns das Leben, dass die Freude die Trauer gebiert. Entweder ist die Erinnerung vergangener Seligkeit die Pein unseres gegenwärtigen Seins, oder die Qualen, die sind, haben ihren Ursprung in den Wonnen, die gewesen sein könnten.

Mein Taufname ist Egäus, meinen Familiennamen will ich verschweigen. Doch gibt es keine Burg im Lande, die stolzer und ehrwürdiger wäre, als mein Geburtshaus mit seinen düsteren grauen Hallen.

Man hat unser Geschlecht ein Geschlecht von Hellsehern genannt. Und Beweise für die Wahrheit dieser Annahme findet man mehr als genug in allerlei seltsamen Eigentümlichkeiten — im Baustil des Herrenhauses, in den Fresken des Hauptsaales, in den Wandteppichen der Schlafgemächer, in den Ornamenten einiger Gewölbepfeiler der Waffenhalle, besonders aber in der Galerie alter Gemälde, in Form und Ausstattung des Bibliothekzimmers und schliesslich auch in der seltsamen Zusammensetzung des Bücherschatzes selbst.

Die Erinnerung an meine frühesten Lebensjahre sind mit jenem Zimmer und seinen Büchern, von denen ich nichts Näheres mehr sagen will, innig verknüpft. Hier starb meine Mutter. Hier wurde ich geboren. Doch es ist überflüssig zu sagen, ich hätte nicht schon früher gelebt, meine Seele hätte kein früheres Dasein gehabt. Ihr leugnet es? Nun, wir wollen nicht streiten. Selbst überzeugt, suche ich nicht

zu überzeugen. Jedoch — ich habe ein Erinnern an luftzarte Gestalten, an geisterhafte bedeutsame Augen, an harmonische, doch trauervolle Laute; ein Erinnern, das sich nicht bannen lässt, ein Erinnern, das einem Schatten gleich sich nicht loslösen lässt von meiner Vernunft, so lange deren Sonnenlicht bestehen wird.

In jenem Zimmer also wurde ich geboren. Da ich solcherweise aus der langen Nacht des scheinbaren Nichts erwachend, in ein wahres Märchenland eintrat, in einen Palast von Vorstellungen und Träumen, in die wunderlichen Reiche klösterlich einsamen Denkens und Wissens, so ist es nicht erstaunlich, dass ich mit überraschten, brennenden Blicken in diese Welt starrte, dass ich meine Knabenjahre im Durchstöbern von Büchern vergeudete, meine Jünglingszeit in Träumen verschwendete. Erstaunlich aber ist es, welch ein Stillstand über die sprudelnden Quellen meines Lebens kam, als die Jahre dahingingen und auch mein Mannesalter mich

noch im Stammhaus meiner Väter sah, erstaunlich, welch vollständige Umwandlung mit meinem Wesen, mit meinem ganzen Denken vor sich ging. Die Realitäten des Lebens erschienen mir wie Visionen und immer nur wie Visionen, während die wunderlichen Ideen aus Traumlanden nicht nur meinem täglichen Leben Inhalt gaben, sondern ganz und gar zu meinem täglichen Leben selber wurden.

* * *

Berenice war meine Cousine, und wir wuchsen zusammen in den Hallen meiner Väter auf. Doch wir entwickelten uns sehr verschieden: ich schwächlich von Gesundheit und dem Trübsinn verfallen, sie ausgelassen, anmutig und von übersprudelnder Lebenskraft; ihrer warteten die spielenden Freuden draussen in freier Natur, meiner die ernsten Studien in klösterlicher Einsamkeit. Ich lauschte und lebte nur meinem eigenen Herzen und ergab mich mit Leib und Seele dem angestrengtesten und qualvollsten Nach-

denken; sie schlenderte sorglos durchs Leben und achtete nicht der Schatten, die auf ihren Weg fielen, und nicht der rabenschwarzen Schwingen, mit denen die Stunden schweigend entflohen. Berenice! Ich beschwöre ihren Namen herauf — und aus den grauen Trümmern des Gedenkens erheben sich jäh tausend ungestüme Erinnerungen! Ah, leibhaftig steht ihr Bild jetzt vor mir, so wie in den jungen Tagen ihrer Leichtherzigkeit und ihres Frohsinns! Oh, wundervolle, himmlische Schönheit! Oh Sylphe, die durch die Gebüsche Arnheims schwebte! Oh Najade, die seine Quellen und Bäche belebte! Und weiter, weiter wird alles grauenvolles Geheimnis, wird zu seltsamer Spukgeschichte, die verschwiegen werden sollte. Krankheit, verhängnisvolle Krankheit befiel ihren Körper; plötzlich — vor meinen Augen fast — brach die Zerstörung über sie herein, durchdrang ihren Geist, ihr Gebaren, ihren Charakter und vernichtete mit schrecklicher unheimlicher Gründlich-

keit ihr ganzes Wesen, ihre ganze Persönlichkeit! Weh! Der Zerstörer kam und ging! Und das Opfer — wo blieb es? Ich kannte es nicht mehr — erkannte es nicht mehr als Berenice!

Unter der Gefolgschaft dieser ersten verderbenbringenden Krankheit, die eine so grässliche Umwandlung in Körper und Seele meiner Cousine herbeiführte, ist als quälendste und hartnäckigste Erscheinung eine Art Epilepsie zu nennen, die nicht selten in Starrsucht endete — in Starrsucht, die endgültiger Auflösung täuschend ähnlich war. Das Erwachen aus diesem Zustand war in den meisten Fällen ein erschreckend jähes.

Inzwischen nahm meine eigene Erkrankung — denn als solche, sagte man mir, sei mein Zustand anzusehen — mehr und mehr Besitz von mir und entwickelte sich zu einer neuartigen und äusserst seltsamen Monomanie, die von Stunde zu Stunde an Stärke zunahm und schliesslich unerhörte Macht über mich gewann. Diese Mono-

manie — wenn ich so sagen muss — bestand in einer krankhaften Reizbarkeit jener geistigen Eigenschaft, die man mit Auffassungsvermögen bezeichnet.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass ich nicht verstanden werde; aber ich fürchte in der Tat, dass es ganz unmöglich ist, dem Verständnis des Durchschnittslesers einen auch nur annähernden Begriff davon zu geben, mit welcher nervösen interessierten Hingabe bei mir die Kraft des Nachdenkens (um Fachausdrücke zu vermeiden) sich eifrig betätigte, sich verbiss und vergrub in die Betrachtung sogar der allergewöhnlichsten Dinge von der Welt:

Ich konnte stundenlang von der belanglosesten Textstelle oder Randglosse eines Buches gefesselt werden; ich konnte den grössten Teil eines Sonnentages damit zubringen, irgend einen schwachen Schatten zu beobachten, der über eine Wand oder den Fussboden hinzog; ich konnte eine ganze Nacht lang das stille Lampenlicht

betrachten oder dem Flammenspiel des Kaminfeuers zuschauen; ganze Tage verträumte ich über dem Duft einer Blüte, oder ich sprach irgend ein monotones Wort so lange vor mich hin, bis dieses keinen Sinn mehr hatte und nur noch Klang zu sein schien; ich verlor jedes Bewusstsein meiner physischen Existenz, indem ich mich vollkommener Ruhe hingab, mich nicht rührte und regte und halsstarrig stundenlang so verweilte. Dies sind einige der häufigsten und harmlosesten Grillen, die mich plagten — die Folge eines Geisteszustandes, der vielleicht gar nicht so selten ist, sicherlich aber jeder Analyse oder Erklärung spottet.

Doch man darf mich nicht missverstehen. Die an so nichtige Dinge gehängte, tief ernste, krankhaft übertriebene Aufmerksamkeit ist nicht zu verwechseln mit jenem Hang zu Grübeleien, den mehr oder weniger wohl alle Menschen besitzen, und der besonders Leuten von starker Einbildungskraft eigentümlich ist. Es war

nicht einmal, wie man leichthin hätte annehmen können, ein besonders übertriebenes Stadium dieses Hinträumens, sondern etwas ganz und gar anderes. Jene Träumer und Phantasten, die von irgend einem meist wirklich interessanten Gegenstande angezogen werden, verlieren dieses, ihr ursprüngliches Objekt, bald aus den Augen, weil der Anblick desselben eine ganze Gedankenkette in ihnen aufrollt und eine Unzahl von Folgerungen und Betrachtungen in ihnen erweckt; und wenn sie dann aus solchen — meist angenehmen — Träumereien erwachen, so ist der Gegenstand, der diese veranlasste, ihrem Bewusstsein völlig entschwunden. In meinem Falle jedoch war es stets ein ganz nichtiger Gegenstand, an den meine Betrachtung sich knüpfte, wenngleich er infolge meines krankhaft intensiven Anschauungsvermögens vielfältige und übertriebene Bedeutsamkeit bekam. Meine Gedanken schweiften nur wenig ab und kehrten stets eigensinnig wieder zu ihrem Ausgangs-

punkt zurück. Diese Grübeleien waren niemals angenehm, und wenn sie endeten, so hatte der Gegenstand, von dem sie ausgegangen, für mich ein unnatürlich gesteigertes Interesse bekommen, und eben dies war es, was den charakteristischen Zug meines Übels ausmachte. Kurz gesagt: in meinem Fall handelte es sich um ein abnorm konzentriertes Anschauungsvermögen, während das Wachträumen normaler Menschen auf ein Analysieren und Folgern hinausläuft.

Wenn auch die Bücher, mit denen ich mich damals beschäftigte, diesen krankhaften Zustand nicht gerade hervorgerufen hatten, so trug ihr phantastischer und oft unlogischer Inhalt immerhin viel dazu bei, mein Leiden so eigenartig auszubilden. Ich erinnere mich unter anderem gut der Abhandlung des edlen Italieners Coelius Secundus Curio „De Amplitudine Beati Regni Dei", des grossen Werkes des heiligen Augustinus „Die Stadt Gottes" und ferner des Tertullian „De Carne Christi", in

welchem der paradoxe Satz „Mortuus est Dei filius; credibile est quia ineptum est; et sepultus resurrexit; certum est quia impossibile est“ mich zu tiefem fruchtlosen Nachsinnen veranlasste und viele Wochen lang meine Zeit gänzlich in Anspruch nahm.

So konnte mein Verstand, den nur die trivialsten Dinge aus dem Gleichgewicht brachten, mit jenem Meeresfelsen verglichen werden, von dem Ptolomäus Hephästion sagt, dass er allen menschlichen Angriffen widerstand, ja selbst der heftigeren Wut von Wind und Wellen trotzte, der aber erbebte, sobald er mit der Blume Asphodelos berührt wurde. Ein oberflächlicher Beurteiler möchte nun wohl mit Bestimmtheit annehmen, dass die Veränderung, die Berenices unglückselige Krankheit in ihrem Seelen-Zustand hervorgerufen hatte, mir häufig Gelegenheit für dies intensive und anormale Nachsinnen gegeben hätte, das ich soeben nach bestem Können zu beschreiben ver-

sucht habe — aber nein, dies war in keinre Weise der Fall. In meinen klaren Stunden bereitete mir ihr Leiden allerdings Schmerz, denn dieser völlige Zusammenbruch ihres heiteren und edlen Lebens ging mir tief zu Herzen, und ich fragte mich oft bekümmert, welch grauenhafte Mächte einen so unerhörten Umsturz hatten herbeiführen können. Aber solche Betrachtungen hatten mit meiner Idiosynkrasie nichts zu schaffen, sie waren ganz so, wie sie unter analogen Umständen weitaus die meisten Menschen angestellt haben würden. Es ist vielmehr bezeichnend für die Eigenart meines Übels, dass mich die unwichtigere, doch augenfälligere Wandlung in Berenices physischem Zustand — diese sonderbare und grauenhafte Vernichtung ihrer wirklichen, sichtbarlichen Persönlichkeit — weit mehr fesselte.

Sicherlich habe ich sie in den strahlenden Tagen ihrer unvergleichlichen Schönheit nie geliebt. Infolge meiner seltsamen Anomalie waren meine Gefühle nie vom

Herzen — waren meine Neigungen stets vom Verstand ausgegangen. Im frühen Morgengrau — im schattigen Gitterwerk des mittäglichen Waldes — nächtens in der Stille meines Studierzimmers — wann und wo sie mir je vor Augen trat, immer war es mir, als sei sie nicht die lebende, atmende Berenice sondern eine Traumgestalt; sie erschien mir nicht als ein irdisches Geschöpf sondern als die Abstraktion eines solchen — nicht als etwas, das man bewundern, sondern als etwas, dem man nachsinnen müsse — nicht als ein Wesen zum Lieben sondern als ein Thema zu tiefgründigem Erforschen. Und jetzt — jetzt schauderte ich bei ihrem Nahen und erbleichte bei ihrem Anblick. Aber ich beklagte ihren Verfall bitter, und ich erinnerte mich, dass sie mich seit langem liebte, und so kam es, dass ich ihr in einer schlimmen Stunde von Heirat sprach.

Und als die Zeit nahte, da wir Hochzeit halten sollten, sass ich an einem

Winternachmittag eines jener wunderbar warmen, stillen und umschleierten Tage, die man die Amme des schönen Eisvogels nennt,*) wie ich vermeinte ganz allein im inneren Gemach der Bibliothek; aber als ich aufblickte, sah ich Berenice vor mir stehen.

War es meine eigene fiebernde Einbildungskraft oder eine Wirkung der dunstigen Atmosphäre oder das trübe Dämmerlicht im Zimmer oder der Faltenfluss ihres grauen Gewandes, was ihr so verschwommene Konturen gab? Ich konnte es nicht sagen. Sie sprach kein Wort; und ich — nicht um alles in der Welt hätte ich ein Wort hervorbringen können. Ein eisiger Frost durchrieselte mich; eine unerträgliche Angst befiel mich; eine verzehrende Neugier durchdrang meine Seele, ich sank in meinen Sitz zurück und verharrte regungslos und hielt den Atem an und

*) „Denn da Jupiter während der Winterzeit zweimal sieben Tage Wärme schenkt, so haben die Menschen diese milde und gemässigte Zeit die Amme des schönen Eisvogels genannt.“ — Simonides.

heftete meine Augen durchdringend auf ihre Gestalt. Ach, sie war entsetzlich abgemagert! Nicht eine einzige Linie, nicht eine einzige Kontur verriet noch eine Spur ihrer früheren Persönlichkeit. Meine brennenden Blicke fielen schliesslich auf ihr Antlitz.

Die Stirn war hoch und sehr bleich und sonderbar starr und war über den hohlen Schläfen von zahllosen Löckchen des einst pechschwarzen Haares beschattet, das jetzt von lebhaftem Gelb war und dessen phantastische Ringel mit der souveränen Melancholie des Antlitzes seltsam kontrastierten. Die Augen waren ohne Leben und ohne Glanz und anscheinend ohne Pupillen; und ich schauderte unwillkürlich vor ihrem glasigen starren Ausdruck zurück und wandte mich der Betrachtung der dünnen und eingesunkenen Lippen zu. Sie teilten sich zu einem sonderbar bedeutungsvollen Lächeln und enthüllten meinem Blick langsam der veränderten Berenice Zähne. Wollte Gott,

dass ich sie nie gesehen hätte, oder dass ich, nachdem ich sie sah, gestorben wäre!

* * *

Das Schliessen einer Tür schreckte mich auf, und aufblickend bemerkte ich, dass meine Cousine das Gemach verlassen hatte. Aber in der wüsten Kammer meines Gehirns war etwas zurückgeblieben: das weisse Gespenstbild ihrer Zähne — und dieses liess sich nicht mehr vertreiben. Das flüchtige Lächeln von Berenices Lippen hatte genügt, jedes Schattenfleckchen auf dem schimmernden Email, jede Einkerbung der Schneiden — kurz jedes kleinste Merkmal ihrer Zähne tief in mein Gedächtnis einzubrennen. Ich sah sie jetzt sogar deutlicher als vorhin, da ich sie wirklich vor Augen hatte. Die Zähne! — Die Zähne! — Sie waren hier, waren dort, waren überall — sichtbar und greifbar vor mir; lang, schmal und übermässig weiss, umwunden von den bleichen Lippen — ganz so, wie in jenem Augenblick, da jenes verhängnisvolle Lächeln sie zuerst enthüllte.

Dann kam meine Monomanie mit voller Wucht über mich, und ich wehrte mich vergeblich gegen ihre unerklärliche, bezwingende Gewalt. Alle Gegenstände und Ereignisse um mich her schienen zu versinken — ich hatte nur noch Gedanken für diese Zähne. Nach ihnen trug ich ein wahnsinniges Verlangen. Die Welt und alles, was mich mit ihr verband, schwand hin vor diesem einen einzigen Bild. Sie, sie allein waren meinem geistigen Auge gegenwärtig — und sie, in ihrer ausgesprochenen Individualität wurden zum einzigen Gedanken meines Geistes. Ich hielt sie in jede Beleuchtung. Ich betrachtete sie von allen, allen Seiten. Ich studierte ihren Charakter. Ich verweilte bei ihren einzelnen Eigentümlichkeiten. Ich vertiefte mich in die Übereinstimmungen und Abweichungen, die die Zähne in ihrer Formbildung aufwiesen. Ich entsetzte mich, als ich ihnen in Gedanken die Fähigkeit sinnlichen Empfindens und, auch ohne dass die Lippen sie unterstützten, seelisches

Ausdrucksvermögen zuschrieb. Von Mademoiselle Salle hat man mit Recht gesagt: „Que tous ses pas étaient des sentiments“, und von Berenice glaubte ich weit überzeugter: que tous ses dents étaient des idées. Des idées! — ah, war dies der idiotische Gedanke, der mich zugrunde richten sollte? Des idées — ah, das war es, weshalb ich diese Zähne so wahnsinnig begehrte! Ich fühlte, dass einzig ihr Besitz mir Frieden bringen — mich der Vernunft zurückgeben konnte.

Und so wurde es Abend — und Nacht kam und verweilte und ging — und wieder dämmerte der Tag — und die Nebel einer zweiten Nacht sammelten sich rings — und immer noch sass ich regungslos in jenem einsamen Zimmer — und immer noch sass ich in Betrachtungen vergraben — und immer noch übte das Gespenst der Zähne, das da mit lebhafter und grässlicher Deutlichkeit im Wechsel von Licht und Schatten durchs Zimmer schwebte, seine schreckliche Gewalt.

Da brach in meine Traumversunkenheit ein Ruf voll Grausen und Bestürzung; und nach einer Pause vernahm ich Geräusch banger Stimmen, untermischt mit Klagelauten des Schmerzes. Ich erhob mich von meinem Sitz, und als ich die Tür zum Vorzimmer aufwarf, fand ich dort eine Magd, die mir in Tränen aufgelöst berichtete, dass Berenice nicht mehr sei! Sie war am frühen Morgen einem Anfall von Epilepsie erlegen, und jetzt, beim Hereinbrechen der Nacht, wartete das Grab auf seinen Bewohner; alle Vorbereitungen zur Bestattung waren beendet.

* * *

Ich fand mich im Bibliothekzimmer sitzend — und wieder allein dort sitzend. Es schien, als sei ich wiederum aus einem wirren und aufregenden Traum erwacht. Ich wusste, dass jetzt Mitternacht war, und ich wusste recht gut, dass man Berenice bei Sonnenuntergang in die Erde gebettet hatte. Doch von den nachfolgenden dunklen Stunden hatte ich keine bestimmte und

klare Erinnerung. Dennoch gedachte ich ihrer voll Grauen — einem Grauen, das um so entsetzlicher war, als ich es nicht an bestimmte Vorgänge zu binden vermochte. Es war in den Aufzeichnungen meines Lebens das furchtbarste Blatt, über und über mit dunklen, grässlichen und unfassbaren Erinnerungen bekritzelt. Ich versuchte, sie zu entziffern, aber es war unmöglich, und zwischendurch — wie das Gespenst eines verklungenen Rufes — gellte hin und wieder der schrille und durchdringende Schrei einer weiblichen Stimme mir in die Ohren. Ich hatte irgend etwas getan — was war es? Ich stellte mir laut diese Frage, und die flüsternden Echos des Zimmers antworteten mir — „was war es?“

Auf dem Tisch neben mir brannte eine Lampe, und daneben lag eine kleine Schachtel. Sie hatte durchaus nichts auffallendes, und ich hatte sie schon manchmal gesehen; denn sie war Eigentum des Hausarztes; wie aber kam sie hier auf

meinen Tisch, und warum schauderte ich, wenn ich sie ansah? Diese Fragen wollten sich in keiner Weise beantworten lassen. Meine Blicke fielen schliesslich auf den unterstrichenen Satz eines offen vor mir liegenden Buches. Es waren die sonderbaren, doch einfachen Worte des Dichters Ebn Zaiat: Dicebant mihi sodales, si sepulchrum amicae visitarem, curas meas aliquantulum fore levatas. — Warum nur standen mir die Haare zu Berge, als ich dies las, warum erstarrte mir das Blut in den Adern?

Es wurde leise an die Tür geklopft, und bleich wie der Tod trat ein Diener auf Zehenspitzen herein. Seine Blicke waren voll wahnsinnigen Entsetzens, und er sprach bebend zu mir mit gedämpfter, heiserer Stimme. Was sagte er? Einige abgerissene Sätze hörte ich. Er sprach von einem wilden Schrei, der das Schweigen der Nacht gebrochen habe — dass das Hausgesinde zusammengeströmt sei — dass man in der Richtung des Schreies

auf Suche gegangen sei; und dann wurde seine Stimme unheimlich deutlich, als er von Grabschändung redete — von einem aus dem Sarge gerissenen entstellten Körper, der noch atmete — noch pulste — noch lebte!

Er deutete auf meine Kleider; sie waren von Erde beschmutzt und mit Blut bespritzt. Ich sagte nichts, und er ergriff sanft meine Hand: sie trug frische Kratzwunden von Fingernägeln. Er lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen an die Wand gelehnten Gegenstand: es war ein Spaten. Mit schrillem Aufschrei sprang ich an den Tisch und riss die Schachtel an mich, die dort lag. Aber es wollte mir nicht gelingen, sie zu öffnen. Und sie entglitt meinen zitternden Händen und schlug hart zu Boden und sprang in Stücke. Und heraus rollten klappernd zahnärztliche Instrumente und zweiunddreissig kleine weisse elfenbeinschimmernde Dinger und verstreuten sich rings auf den Fussboden . .

DAS OVALE PORTRÄT

Digitized by Google

Egli è vivo e parlerebbe se
non osservasse la rigola del
silentio.

Inschrift unter einem Gemälde von St. Bruno.

Digitized by Google

Ich hatte in einem ausserordentlich heftigen und langandauernden Fieber gelegen. Alle Heilmittel, die in dieser unwirtlichen Gegend der Apenninen aufzutreiben gewesen, waren erfolglos angewendet worden, und schliesslich hatten sie sich erschöpft. Was war nun zu tun? Mein Diener und einziger Gefährte in dem verlassenen Schloss war zu unbedacht und zu ungeschickt, um mir zur Ader lassen zu können; überdies hatte ich in der Schlägerei mit den Banditen schon allzuviel Blut verloren. Auch konnte ich meinen Knecht nicht nach fremder Hilfe ausschicken und selbst allein und hilflos hier zurückbleiben. Da erinnerte ich mich endlich eines Päckchens Opium, das sich bei meinem Rauchtabak und der Huhkapfeife befinden musste; ich hatte nämlich in Konstantinopel die Gewohnheit angenommen, den Tabak mit dem Gift gemischt zu rauchen.

Pedro reichte mir die Tabaksbüchse. Ich suchte und fand das Narkotikum. Doch

als ich ein Stück abschneiden wollte, fühlte ich, dass hier erst überlegt werden müsse. Beim Rauchen war es ziemlich belanglos, wie viel Opium dem Tabak beigemengt wurde Für gewöhnlich hatte ich den Pfeifenkopf zur Hälfte mit einem Gemisch von Opium und geschnittenem Tabak gefüllt, von beidem gleich viel. Zuweilen konnte ich diese Mischung ganz aufrauchen, ohne irgendwie besondere Folgen zu verspüren; zu andern Zeiten hatte ich kaum zwei Drittel dieser Dosis geraucht, als ich schon beunruhigende Anzeichen geistiger Verwirrung verspürte, die mich warnten, weiterzurauchen. Aber die Wirkung des Giftes nahm stets nur gradweise und allmählich zu, und so konnte ich, indem ich jener ersten Warnung folgte, jede ernstliche Gefahr vermeiden.

Hier jedoch lag der Fall anders. Ich hatte nie vorher Opium geschluckt. Laudanum und Morphium hatte ich gelegentlich schon genommen, und diesen Mitteln gegenüber hätte ich keine Ursache gehabt

zu zögern. Konzentriertes Opium aber hatte ich noch nie angewendet. Pedro wusste ebensowenig wie ich, welche Dosis genommen werden musste; und so war ich in diesem dringenden und wichtigen Fall ganz und gar meinen Mutmassungen überlassen. Trotzdem empfand ich keine sonderliche Unruhe, denn ich hatte beschlossen, in der Anwendung dieses Medikaments gradweise vorzugehen. Zunächst wollte ich eine sehr kleine Dosis nehmen; sollte diese sich wirkungslos erweisen, so würde ich die zweite gleich grosse Portion folgen lassen — und so weiter, bis ich ein Nachlassen des Fiebers verspüren oder den so dringend notwendigen Schlaf finden würde, dessen Segen meine taumelnden Sinne nun schon fast eine Woche nicht genossen hatten.

Ohne Zweifel war eben diese Sinnverwirrung — war das dumpfe Delirium, das schon auf mir lastete, die Ursache, dass ich meine Schlussfolgerung nicht als falsch erkannte, sondern so blind war,

hier, wo doch kein Normalmass mir als Anhaltspunkt dienen konnte, irgend etwas für gross oder klein anzusehen. Ich hatte in jenem Augenblick nicht die leiseste Ahnung davon, dass das, was ich für ein ausserordentlich geringes Quantum von Opium hielt, in Wirklichkeit ein übermässig grosses sei. Im Gegenteil, ich erinnere mich gut, dass ich das Stückchen, das ich nehmen wollte, einfach nach seinem Grössenverhältnis zu dem ganzen Klumpen abschätzte, den ich in der Hand hielt, und bei diesem Vergleich war die Portion, die ich also schluckte — tatsächlich nur ein sehr kleiner Teil.

Das Schloss, in das mein Diener einzudringen gewagt hatte, um mich, der ich arg verwundet und in trostlosem Zustand war, nicht die Nacht unter freiem Himmel zubringen zu lassen, war ein grandioser, düsterer Bau, der wohl schon lange grimmig in die Berge starrte. Allem Anschein nach war er für einige Zeit, und zwar erst kürzlich, verlassen worden. Wir hatten uns

in einem Zimmer eines vom Hauptgebäude etwas abgelegenen Turmes eingerichtet. Die Ausstattung des Raumes war reich, jedoch alt und verschlissen. Die Wände waren mit Teppichen behangen und mit zahlreichen und mannigfaltigen kriegerischen Trophäen sowie mit einer grossen Reihe lebensvoller Gemälde in reichornamentierten goldenen Rahmen überladen.

Diese Bilder, die nicht nur an den vier Wänden, sondern auch in all den Ecken und Nischen hingen, welche die bizarre Architektur des Schlossturmes bedingt hatte — diese Bilder interessierten mich aufs lebhafteste: wahrscheinlich infolge meines beginnenden Deliriums. Ich bat daher Pedro, die schweren Fensterladen zu schliessen — denn es war schon Nacht — die Lichter eines hohen Kandelabers, der am Kopfende meines Bettes stand, anzuzünden und die befransten Vorhänge aus schwarzem Sammet, die das Bett umschlossen, weit zurückzuziehen. Ich ordnete das alles an, um mich, wenn

schon nicht dem Schlaf, so wenigstens der Betrachtung dieser Bilder und der Lektüre eines kleinen Büchleins hinzugeben, das ich auf dem Bettkissen gefunden, und das eine Beschreibung und Würdigung der Bilder enthielt.

Lange, lange las ich, und andächtig schaute ich. Die herrlichen Stunden flohen, und tiefe Mitternacht nahte. Ich wollte dem Kandelaber eine etwas andere Stellung geben, und um meinen schlummernden Diener nicht zu wecken, streckte ich selbst die Hand aus, und stellte den Leuchter so, dass seine Strahlen voll auf mein Buch fielen.

Diese Veränderung hatte aber einen ganz unerwarteten Erfolg. Die Strahlen der zahlreichen Kerzen trafen jetzt in eine Nische des Zimmers, die bislang im tiefen Schatten eines mächtigen Bettpfostens gelegen hatte. So sah ich nun ein mir bisher entgangenes Bild plötzlich in vollstem Lichte. Es war das Porträt eines jungen, zum Weibe reifenden Mädchens.

Ich blickte hastig auf das Bild und schloss dann die Augen. Es war mir selbst zunächst nicht verständlich, weshalb ich das tat. Aber während ich die Lider geschlossen hielt, dachte ich über die Ursache hierfür nach. Es war eine ganz impulsive Bewegung gewesen, um Zeit zum Nachsinnen zu gewinnen — um die feste Überzeugung zu gewinnen, dass meine Blicke mich nicht betrogen hatten — um meine Gedanken, ehe ich einen prüfenderen, bedeutsameren Blick wagen würde, zunächst zu sammeln und zu beruhigen. Einen Moment später sah ich also offen und scharf auf das Bild hin.

Ich konnte nun nicht mehr daran zweifeln, dass ich wach und völlig bei Sinnen war: denn schon vorhin, als der erste flackernde Schein der Kerzen auf diese Leinwand fiel, war ich aus der traumhaften Benommenheit, die meine Sinne beschlichen hatte, jäh erwacht.

Das Bild war, wie ich schon sagte, das Porträt eines jungen Mädchens. Das

in der Medaillonform der beliebten Porträts von Sully ausgeführte Gemälde zeigte nur Kopf und Schultern. Die Arme, der Busen und das strahlende Haar verschmolzen unmerklich mit den unbestimmten, doch tiefen Schatten, die den Hintergrund des Ganzen bildeten. Der ovale Rahmen bestand aus reich vergoldetem Schnitzwerk. Dies Gemälde war ein bewunderungswürdiges Kunstwerk. Aber weder die hervorragende Ausführung des Bildes noch die überirdische Schönheit des Porträtkopfes konnten mich so unerwartet und tief ergriffen haben. Noch weniger berechtigt war die Annahme, meine so plötzlich aus dem Schlummer geweckte Phantasie habe diesen Kopf da für das Antlitz eines lebenden Menschen angesehen. Ich sah sofort, dass sowohl die Zeichnung selbst wie auch ihre Einrahmung solchen Gedanken augenblicklich zerstreuen musste — ja, ihn überhaupt nicht aufkommen lassen konnte.

Ich versank in Nachdenken über diese Fragen und lag wohl eine Stunde so da, halb aufgerichtet, die Blicke auf das Bild geheftet. Endlich, als ich das wahre Geheimnis seiner seltsamen Wirkung gefunden zu haben meinte, sank ich in die Kissen zurück. Der Zauber dieses eigenartigen Bildes schien mir in einer absoluten Lebensechtheit des Ausdrucks zu liegen — des Ausdrucks, der mich zuerst überrascht hatte, mich dann verwirrte, erschreckte und überwältigte.

Voll tiefer ehrfürchtiger Scheu schob ich den Kandelaber an seinen früheren Platz zurück. Und nachdem nun der Gegenstand meiner Unruhe meinen Blicken entzogen war, griff ich begierig nach dem Büchlein, das die Gemälde und ihre Geschichte behandelte. Ich schlug die Nummer auf, welche das ovale Porträt führte und las dort die wunderlichen Worte: —

„Sie war ein Mädchen von seltenster Schönheit und ebenso heiter und lebensdurstig wie liebreizend. Und übel war

die Stunde, da sie den Maler sah und liebte — den sie heiratete. Er: leidenschaftlich, gelehrt, ernst und finster, seiner Kunst wie einer Geliebten zugetan; sie: ein Mädchen von seltenster Schönheit und ebenso heiter und lebensdurstig wie liebreizend; ganz wie ein junges Reh nur Licht und Lächeln und spielende Heiterkeit, liebte sie alle Dinge, liebkoste alle Dinge und hasste nur die Kunst, ihre Rivalin, verabscheute nur Palette und Pinsel und alle die Dinge, die ihr die Neigung des Geliebten streitig machten.

Schrecklich war es für sie, als der Maler den Wunsch aussprach, sogar sie, sein junges Weib, porträtieren zu wollen. Aber sie war demütig und gehorsam und sass geduldig viele Wochen lang im hohen dunklen Turmzimmer, in das nur von oben her ein bleiches Licht hereinkroch. Er, der Maler, trank Seligkeit aus seinem Werk, das fortschritt von Stunde zu Stunde und von Tag zu Tag. Und er war ein leidenschaftlicher und wunderlicher und

launischer Mann, der sich in Phantasien ganz verlieren konnte. Und er wollte nicht sehen, dass der gespenstische Lichtschein in dem alten einsamen Turm Gesundheit und Lebenswillen seiner jungen Frau aufzehrte.

Sie siechte hin, doch sie lächelte noch immer — und immer ohne zu klagen; denn sie sah, dass ihr Maler, dieser berühmte Mann, eine glühende, eine unsagbare Freude aus seiner Arbeit schöpfte und Tag und Nacht danach rang, das Bild zu vollenden — das Bild von ihr, die ihn hingebend liebte und täglich teilnahmloser und schwächer wurde. Und in Wahrheit: mancher, der das Porträt sah, rühmte in leisen Worten seine Ähnlichkeit — und es war, als rede man von einem seltsamen, machtvollen Wunder, das ein Beweis sei sowohl für das Können des Malers wie für seine tiefe Liebe zu ihr, die er so über die Massen gut getroffen habe. Aber schliesslich, als die Arbeit ihrer Vollendung näher rückte, wurde niemand mehr im Turmzimmer vorgelassen; denn der Maler war fast toll vor

brünstigem Arbeitseifer und wandte nur selten die Augen ab von der Leinwand und sah selbst seinem Weib nur selten noch ins Antlitz. Und er wollte nicht sehen, dass die blühenden Farben, die er auf die Leinwand strich, den Wangen der Geliebten, die neben ihm sass, entzogen wurden. Und als viele Wochen vergangen waren und nur noch wenig zu tun übrig blieb, nur noch ein Pinselstrich am Mund, ein Glanzlicht am Auge, da flackerte das Lebensverlangen des jungen Weibes noch einmal auf, so wie die Flamme in der erlöschenden Lampe noch einmal aufflackert. Und dann war der Pinselstrich gemacht und das Glanzlicht angebracht; und einen Augenblick stand der Maler entrückt vor dem Werk, das er geschaffen. Im nächsten Augenblick aber begann er zu zittern und erbleichte und rang nach Atem, und ohne den Blick von seinem Werke abzuwenden, schrie er laut auf: Wahrlich, das ist das lebendige Leben selber! Und er wandte sich um, um seine Geliebte anzusehen. — Sie war tot!

Die vorliegenden fünf Novellen sind hier zum erstenmal in geschlossener Sammlung vereinigt. Der umrahmende Titel wurde gewählt, weil diese fünf Erzählungen die einzigen sind, in denen der Dichter den Problemen der Liebe nachgeht, und jede ist ein Spiegel des grossen Ewigkeitsgedankens, den Poe in der Liebe findet. Sie sagen von der Unwandelbarkeit, von der Unsterblichkeit, von der Sehnsucht, von der Tollheit, von der Hingabe der Liebe. Über allen könnte Nietzsches Zarathustrawort stehen: „Es ist immer etwas Wahnsinn in der Liebe. Es ist aber immer auch etwas Vernunft im Wahnsinn."

Den Novellen ist ein erst in jüngster Zeit aufgefundenes Liebe-Gedicht vorangesetzt, das noch in keiner Poe-Ausgabe enthalten ist. Die deutsche Fassung dieses Gedichtes wie auch des Gedichtes der

Ligeia wurde der noch unveröffentlichten Übertragung der Gedichte Poes von Theodor Etzel entnommen.

Dem Büchlein wurde das Porträt von Poes jungem Weibe, seiner Cousine Virginia Clemm, beigegeben; und dies darum, weil anzunehmen ist, dass das zarte schöne Weib, dessen Leben nichts als ein langsames Sterben war — dass die schmerzliche Liebe zu ihr dem Dichter die Visionen gab, denen wir die Novellen von der Liebe verdanken.

G. E.

Princeton University Library
32101 068601598